

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

# AUGUSTIN

**2,50€**

davon **1,25€**  
für den die  
Verkäufer\_in

Registrierte  
Verkäufer\_innen  
tragen sichtbar einen  
Augustin-Ausweis

[www.augustin.or.at](http://www.augustin.or.at)

NUMMER 427 21. 12. 2016 - 17. 1. 2017



## Next Generation

Sie kommt, er  
geht. Ändert  
sich der  
Augustin?

Seiten 2, 5, 6

Frauen erzählen ihre Wohn-Stories  
**Armweiberwohnen**

Seite 8

Terese Schulmeisters Kommune-Film  
**Meine 2 Alphantiere**

Seite 28

Verblüffend: eine Träne ...

**21** Jahre lang durfte ich den Augustin mitgestalten. Der laufende Schmah unserer Verkäufer\_innen wird mir abgehen. Ich war ihm nicht immer gewachsen. Zum Beispiel fiel mir spontan nichts ein, als ein Augustiner mich fragte: «Was sogst du ois Unbeteiligter eigentli zum Thema Intelligenz?» Als ich einmal in unserem Innenhof den Dreck wegkehrte, begann ein Augustiner das proletarische Lied aus dem revolutionären 1918er-Wien zu trällern: «Die noblichten Herrn mit de goldenen Stern, die wer'n die Stroßn jetzt kehr'n ...» Welch feine Ironie! Sie galt der Tatsache, dass es selbst Projekten wie dem Augustin schwerfällt, die Vision der Gleichheit mitten in einem System der tiefwurzelnden Ungleichheit zu realisieren. Meine «goldenen Sterne» – das war zusammengelesenes Wissen, das ich wie Strandgut ohne Copyright sammelte. Sogar auf banale Fragen wie «Wozu soll eure Zeitung gut sein?» reagierte ich mit Aristoteles, was mir im Rückblick heute eher abgehoben erscheint. Von diesem Klassiker stammt aber nun einmal die geniale Einsicht, man könne eine Stadt nicht mit Menschen aufbauen, die alle einander gleichen. Man könne eine Stadt nur mit verschiedenen Leuten aufbauen. Ich «übersetzte» Aristoteles in die Augustinsprache: Ein System, das den Namen Stadt verdient, muss mindestens einen Mörder, einen Kinderverzahrer, einen Ewiggestrigen, einen Hochstapler, eine Zuhälterin, einen Stoßspieler, einen notorischen Geisterfahrer, einen Kaplan mit zehn unehelichen Kindern, einen Stalinisten, einen politisch Unkorrekten, einen Fremden mit gefälschtem Augustinausweis und einen Amokläufer haben. Der erste Bürgermeister von Tel Aviv soll ergänzt haben: Eine Stadt ohne einen einzigen Antisemiten sollte sich nicht Weltstadt nennen. Wenn man das alles nicht aushalten kann, könne man ja im Dorf bleiben.

Es wäre schön zu wissen, wozu der Augustin in diesen ersten zwei Jahrzehnten wirklich imstande war. Ist dank ihm die Zahl derer größer geworden, die – resistent gegen den Sicherheitswahn – im Verschiedenen eine Bereicherung sehen und die Sündenbock-Konstruktionen, für die derzeit Migrant\_innen herhalten müssen, durchschauen? Hat der Augustin mitgeholfen, sich einem Zustand anzunähern, in dem niemand mehr Angst haben muss, «anders» zu sein?

Ich stolpere beruhigt in die Rente, weil ich weiß, dass das Team aus Gerechtigkeits- UND Freiheits-Matador\_innen besteht, und dass die Praxis des Sozialprojekts Augustin genau so wie die des medialen Projektes ein ständiger Versuch der Verbindung beider Werte ist. Ich rede von «stolpern», weil mein Abschied keine gerade Linie ist. Ich möchte weiterhin journalistische Beiträge liefern, und in der nächsten Vollversammlung werde ich den Antrag stellen, die sanft entschlummerte Schreibwerkstatt des Augustin revitalisieren zu dürfen. Ich würde diese «Anstalt für Dichtungen aller Richtungen» (Arbeitstitel) nicht sehr paternalistisch führen. Von Sartre habe ich immer jenen Spruch am meisten gemocht, in dem er sinngemäß meint, er habe nie Befehle erteilen können, ohne über sich zu lachen, und nie habe jemand Befehle von ihm entgegengenommen, ohne über ihn zu lachen.

Ich wisch mir eine Träne, die sich verblüffend gebildet hat, aus dem Augenwinkel und sage ciao.

Robert Sommer

Aus dem INHALT



8

«Dritter Lebensabschnitt» Straße. Über Frauen, Altersarmut, Obdachlosigkeit und die Wiener Wohnpolitik



18

Judenplatz voller Fragezeichen. Bilderausstellung des Auschwitz-Überlebenden Frankl in Gefahr



28

Die beiden Väter meines Lebens. Run auf den neuen Friedrichshof-Film «Ungehorsam» von Terese Schulmeister



13

Wer rettet uns vor Bankenrettern. 18 Milliarden für die Banken, 750 Millionen für die Mindestsicherung



26

Vierundzwanzigstundenbetreuerin. Katarina Staronova vergaß, das Kleingedruckte zu lesen ...



42

Am Küchentisch mit Jella Jost. Wer die Harfe liebt, muss Monika Stadler gehört haben

Worüber wir reden sollten

«F»rüher hatte ich das oft in der Beratung: Foto vom Schimmel machen, an das Wohnungsamt schicken. Die Leute haben dann wirklich innerhalb von ein paar Monaten eine neue Wohnung bekommen. Heute brauchst du nicht einmal mehr ein Foto von einem Schimmel hinschicken, weil sie dort sagen, wir haben schon 3000 Schimmelfotos, das interessiert uns überhaupt nicht.» So schildert eine Sozialarbeiterin die aktuelle Situation in Salzburg. Wohnen ist derzeit eines der heißesten von allen brennenden Themen. Das ergab eine Studie der Wirtschaftsuniversität Wien und der österreichischen Armutskonferenz. Warum diskutieren wir eigentlich nicht seit Monaten über z. B. leistbares Wohnen? Die Mietpreise sind in den letzten Jahren – vor allem in den Städten wie Salzburg, Innsbruck und Wien – derart in die Höhe geschossen, dass viele kaum noch leistbaren Wohnraum finden, berichten die Studienautorinnen Evelyn Dawid und Karin Heitzmann. Ein ganzes Jahr haben sie sich auf die Spuren sozialer Alltagsprobleme begeben, mit Leuten gesprochen, sich Zeit genommen und genau hingehört. Prekäre Wohnverhältnisse und versteckte Wohnungslosigkeit sind angestiegen: Manche Armutsbetroffene leben in Räumen ohne Fenster, ohne Strom, ohne Wasser. Andere teilen sich eine kleine Wohnung, was zu krassen Überbelegungen führt, und wieder andere «wandern» von hilfsbereiten Bekannten zu Bekannten, um nicht auf der Straße schlafen zu müssen. Aus den Notunterkünften, die eigentlich für akut Wohnungslose gedacht sind, werden zunehmend Dauerwohnstätten für Personen, die keine leistbare Wohnung finden. Die hohen Wohnkosten können tief ins Privatleben eingreifen: Scheidungen von Ehen sind nicht möglich, weil sich die trennungswilligen Partner\_innen in den großen Städten

zwei kleine statt einer größeren Wohnung nicht leisten können. «Wir hassen uns, aber wir sind auch nicht so blöd, dass wir obdachlos werden.» Wer sich trotzdem trennt, läuft Gefahr, in die Armut abzurutschen. Die Sozialinitiativen haben viele alleinerziehende Frauen in ihren Beratungsstellen, in den letzten Jahren aber auch vermehrt geschiedene, unterhaltspflichtige Männer.

Die Studie verglich die Situation mit der vor 10 Jahren. Sozialorganisationen, die in der Armutsbekämpfung tätig sind, betreuen aktuell mehr Personen mit psychischen Erkrankungen als noch vor zehn Jahren. Deren Problemlagen sind tendenziell komplexer geworden. Umso mehr fällt ins Gewicht, dass die gesundheitliche Hilfe bei psychischen Beeinträchtigungen und Erkrankungen als äußerst lückenhaft beschrieben wurde: Es fehlt an leistbaren Psychotherapiemöglichkeiten, stationären Langzeittherapieplätzen, unterstützenden Maßnahmen für Familien, in denen ein Mitglied erkrankt ist, und an niederschweligen aufsuchenden Angeboten. Darüber sollten wir reden. Überhaupt niemand spricht über die Probleme rund um das Reha-geld. Als schwierig gestaltet sich der Alltag von ehemaligen Bezieher\_innen einer Invaliditätspension, die nach deren Abschaffung einen Wiedereinstieg ins Berufsleben versuchen sollen. Manche finden einen Job, viele pendeln aber frustriert zwischen AMS, Transitstelle und kurzen Phasen in regulärer Arbeit.

Warum diskutieren wir eigentlich nicht seit Monaten über Wohnen und Gesundheit? Warum gilt da nicht die allgemeine Lieblingsfloskel: «Sorgen und Ängste ernst nehmen»? Warum wird andauernd über Mindestsicherungskürzungen gesprochen, aber zu leistbarem Wohnen und Gesundheitsproblemen geschwiegen? Darüber sollten wir reden. Und was tun.

Martin Schenk

GUSTL



## Phettbergs Fisimatenten

Spuren, Spuren,  
Spuren ...

Ali hat mich ermutigt, zu gestio-  
nieren, was ich alles für Publika-  
tionen mein Leben lang trieb. Wie  
ich ins «Schreiben» geriet? Ich weiß  
nur eins: Immer schon benötigte ich  
wen, der es dann schön schrieb. In der  
Hauptschule war das mein Schulkol-  
lege PETERVARGA, diese schöngeschrie-  
benen naiven Gedichte liegen nun bei  
Markus von ROMAN&MARKUS. Mein  
genereller Sensal ist McGoohan! Von  
Peter Katlein hab ich geklaut den Satz  
«Spuren hinterlassen, dass bewiesen  
wird, dass ich auch da war». Psycholo-  
gisch würd ich das «Minderwertigkeits-  
komplex autodidaktisch» nennen. Dies  
alles protokolliere ich hier her, um Spu-  
ren zu hinterlassen. Spuren hinterlas-  
sen = ein «bissl» ewig sein. Jedes von  
«uns» will Spuren hinterlassen! Kinder  
oder Papiere oder Denkmäler.

Nun zu meiner Publikations-Gier  
und allen meinen Zeitschriften, die ich  
trieb: EZ (Eduard Strelb Erinnerung-  
zeitung) / Windmühle (Organ des Ab-  
solventenverbandes der Retzer Han-  
delsschule) / Meidlinger Kolpingkurier  
(Organ der Kolpingsfamilie Meidling) /  
PIM (Pfarrinformation Meidling) – das  
könnte heute noch existieren? / Jun-  
ge Kirche Maria Lourdes (Organ der r.-  
k. Pfarrjugend Maria Lourdes) / Unter  
Druck (Printmedium der Libertine Sa-  
domasochismus-Initiative Wien).

Als Bundeskanzler Julius Raab das  
Kolpinghaus Meidling eröffnete, hat-  
te der Baumeister Raab Präses Eugen  
Terkowics versprochen, ein weiteres art  
Kolpinghaus für junge Familien zu wol-  
len, und das entstand dann viele Jahre  
danach in Wien 12, Spießhamnerg. 1/  
Ecke Aßmayergasse – Kolpinghaus-Ju-  
gend, Pfadfindergruppe 48 und Pfarr-  
jugend Meidling banden sich zum Z-12  
zusammen, und ich, der Haftlmacher  
musste sofort publizieren! Es geriet mir  
dann, weil ich aus der Libertine ausge-  
treten bin, die Idee einer «Hochschu-  
le für Pornographie und Prostitution». Es  
kommt zwar nie wer zu den Treffen  
jeden 30. April, aber die Zeitung dazu  
hab ich an die Nationalbibliothek ab-  
geliefert. Wie die Zeitung heißt, weiß  
ich gar nicht mehr. Denn das steht jetzt  
alles in meinen Gestionsprotokollen. ◀



## «In der Strafkolonie»

Betrifft: Das Gesicht ändert sich, Nr. 425

Sehr geehrtes Team,  
ich fand den Leserbrief von Fr. Bauer enorm be-  
rührend. Es ist sehr mutig, dass jemand, der die Zeit  
vor 80 Jahren selbst erlebt hat, laut sagt, solch eine  
Hetze dürfe es nie mehr wieder geben.

Ich selbst bin erst viel später geboren, aber mei-  
ne Eltern waren damals jung. Leider waren sie, so  
wie viele andere Menschen nicht bereit, sich dazu  
zu äußern. Auch der Geschichtsunterricht endete  
in meiner Schulzeit viel früher. In den 70er-Jah-  
ren gab es wenige Menschen, die sich zu diesen Ge-  
schehnissen offen zu äußern wagten und sich davon  
distanzierten.

Alles, was ich heute darüber weiß und woraus ich  
mir meine Meinung bilde, musste ich mir selbst an-  
eignen. Und ich hoffe, dass so etwas niemals wie-  
der passieren darf.

Vieles was im Vorfeld der Bundespräsidenten-  
wahl geschah, erinnert mich aber daran. Auch da-  
mals war es zunächst ein Ergebnis nach einer Wahl  
durch die Bevölkerung.

Warum wird  
der Augustin  
geliebt?

Die Lösung finden Sie auf Seite 36



[www.augustin.or.at/liebhaber\\_innen](http://www.augustin.or.at/liebhaber_innen)

Sie möchten auch Liebhaber\_in werden?  
Mehr auf [www.augustin.or.at](http://www.augustin.or.at)

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen. Wir bedanken uns bei allen Spender\_innen und den  
333 Liebhaber\_innen, die dieses Projekt unterstützen.

Eine Straßenzzeitung  
kauft man auf der Straße!

Wer an die Wohnung oder an  
einen anderen Ort  
gebunden ist? Pech? Schicksal?

Stets bemüht, den vom Schicksal  
geschlagenen Menschen zu helfen,  
möchten wir auf die Möglichkeit auf-  
merksam machen, den Augustin  
zu abonnieren:

1 Jahr Augustin  
um 95 Euro

(23 Ausgaben, Preis inkl. Zustellung in Österreich)

AUGUSTIN

Abo-Tel.: (01) 587 87 90  
abo@augustin.or.at  
[www.augustin.or.at/abo](http://www.augustin.or.at/abo)

Nun ist die Wahl zum Glück vorbei, Alexander  
Van der Bellen hat sie zum zweiten Mal gewon-  
nen und viele, auch ich, sind sehr erleichtert da-  
rüber. Danken muss er dafür unter anderem den  
Bewohnern von Wien, denn diese wählten ihn in  
allen Bezirken.

Ich hoffe, dass alle Politiker das Ergebnis der Wahl  
dennoch ernst nehmen. In einigen anderen Bundes-  
ländern, wo es besonders arme Regionen gibt, sah  
das Ergebnis doch anders aus.

Und da erinnere ich mich daran, dass wir in der  
Schule Kafkas «In der Strafkolonie» lasen. Das Ende  
mit der Prophezeiung, dass der Kommandant nach  
einer Anzahl von Jahren wiederauferstehen werde  
und diese mit seinen Anhängern wiedererobern  
werde, hatte ich damals auch als unvorstellbar ge-  
funden. Aber heute halte ich es tatsächlich für mög-  
lich, so schrecklich das auch klingt.

Uschi Martin

Ruth Weismann

## «Die Dinge von links und von unten anschauen»

Lesen und Schreiben gehörten immer schon zu meinen  
Lieblingsbeschäftigungen. Später wollte ich allerdings  
Künstlerin werden. Aus verschiedenen Gründen, wie  
Vermarktungsfragen, bin ich aber davon abgekommen,  
davon leben zu wollen. Es hat sich dann der Journalismus  
herauskristallisiert, weil ich mich dabei auf Menschen ein-  
lassen kann: Ich höre mir ihre Geschichten an und versuche,  
Relevantes oder Subtiles herauszuholen. Ich möchte so schrei-  
ben, dass es dem Thema gerecht wird und spannend zu le-  
sen ist, ohne dabei reißerisch zu sein. Im Schreiben möchte  
ich mich auch weiterentwickeln, denn meist genüge ich mei-  
nen eigenen Ansprüchen nicht. Ich verfasse gerne Reporta-  
gen, die auch eine Fotoebene beinhalten. Auch, weil ich selbst  
gerne fotografiere. Oder Essayistisches, wie zuletzt über Spi-  
ritualität in der Kunst fürs «Schaufenster» (Wochenendbe-  
ilage der Tageszeitung «Die Presse», Anm.). Die Idee zu dem  
Artikel kam mir, da mir einige Künstler\_innen aufgefallen  
sind, die sich, auch ironisch, mit Empowerment und esoteri-  
schem Zeug beschäftigen. Ich bringe Beispiele und stelle eine  
Hypothese dazu vor.

Über einen Facebook-Freund habe ich erfahren, dass in der  
Augustin-Redaktion eine Stelle frei wird. Ich sagte mir: Ah,  
sehr gut! Ich würde mich nicht bei einer Zeitung bewerben,  
die ich inhaltlich nicht gut finde – auch nicht aus rein wirt-  
schaftlichen Gründen. Mit dem Augustin bietet sich mir die  
Chance, bei einem Projekt mitzuarbeiten, das von links und  
von unten die Dinge anschaut. In letzter Zeit bin ich politisch  
nicht mehr so aktiv gewesen, aber als Redakteurin beim Au-  
gustin kann ich da, hoffentlich, an Erfahrungen von früher  
anknüpfen.

Aufgewachsen bin ich am Mondsee, in Salzburg in die Schu-  
le gegangen, dann kam ich zum Studieren nach Wien – Sozi-  
ologie und Französisch auf der Hauptuni. Zwei Jahre habe ich  
in Frankreich gelebt, nach meiner Rückkehr habe ich noch  
ein Kunststudium in Wien begonnen, aber nicht abgeschlos-  
sen. Ich bin damals in der ÖH sehr aktiv gewesen, gerade bei  
den Uni-Besetzungen im Jahr 2009, bis es mir irgendwann zu  
viel geworden ist ...

Ich bin seit 2002 auch Mitherausgeberin eines Kunst-Ma-  
gazins mit immer wechselndem Namen. Sonst arbeitete ich  
als freie Journalistin, vor allem für die «Wienerin» und fürs



Foto: Lisa Bolyos

«Schaufenster», davor habe ich als Kunstvermittlerin im  
Architekturzentrum Wien gearbeitet. Als Freelancerin  
war ich bis dato noch nicht fixer Teil einer Redaktion, die  
in kurzen Abständen eine Zeitung produziert. Auf die-  
se Aufgabe beim Augustin freue ich mich besonders, vor  
allem, da es hier eine flache Hierarchie gibt (Chef gibt's  
kan, Anm. d. Redaktion).

Welche Anekdote könnte ich noch bringen? Ich habe  
eine Tochter, die dieser Tage drei Jahre alt wird. Wir bas-  
teln gerne zusammen Dinge aus Knetmasse, lesen Kinder-  
bücher und singen viel. Ihr Vater spielt dazu Gitarre. Ich  
selbst mache in meiner Freizeit auch ein bisschen Musik  
am Computer. Manchmal singe ich und manchmal pro-  
duziere ich schräge Geräuschkulissen. ◀

So schreiben, dass  
es dem Thema  
gerecht wird und  
spannend zu lesen  
ist, ohne dabei  
reißerisch zu sein



## Kontaktanbahnung

**Herausgeber und Medieninhaber:**  
Verein Sand & Zeit.  
Herausgabe und Vertrieb der  
Straßenzzeitung Augustin.  
Vereinsitz: 1050 Wien,  
Reinprechtsdorfer Straße 31

**Internet:**  
[www.augustin.or.at](http://www.augustin.or.at)  
Updating: Claudia Poppe

**Vertrieb und soziale Arbeit:**  
Kathrin Gräble, Andreas Hennefeld,  
Sonja Hopfgartner, Bernhard Wernitznig  
1050 Wien, Reinprechtsdorfer  
Straße 31  
Tel.: (01) 54 55 133  
Fax: (01) 54 55 133-33  
vertrieb@augustin.or.at

**Redaktion:**  
Karl Berger, Lisa Bolyos (lib, DW: 16),  
Jenny Legenstein (JL, DW: 12), Evi Rohr-  
moser (DW: 10), Reinhold Schachner  
(reich, DW: 13), Robert Sommer (R. S.,  
DW: 11)  
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31  
Tel.: (01) 587 87 90  
Fax: (01) 587 87 90-30  
redaktion@augustin.or.at

**Mitarbeiter\_innen dieser Ausgabe:**  
COVER: Carolina Frank  
FOTOS: Magdalena Blaszcuk, Mehmet  
Emir, Haiku Kilian Kupries, Mario Lang,  
Claudia Magler, Wenzel Müller, Zsuzsi  
Vecsei  
ILLUSTRATIONEN: Karl Berger, Anton  
Blitzstein, Jella Jost, Thomas Kriebaum,  
Much, Nina Pieper, Richard Schuberth,

Magdalena Steiner, Dasha Zaichanka  
TEXT: Desiree Bernstein, Franz Blaha,  
Bärbel Danneberg, Christine Ehardt, Me-  
met Emir, Hannes Gaisberger, Michael  
Genner, Gottfried, Heidemarie Ithaler-Mus-  
ter, Jella Jost, Kerstin Kellermann, Andi  
Kleinhansl, Rainer Krispel, Mario Lang  
(lama), Claudia Magler, Uwe Mauch, Elmar  
Mayer-Baldasseroni, Wenzel Müller, Janina  
Niemann-Rich, Christoph Parzer, Hermes  
Phettberg, Jürgen Riedel, Erwin Riess, Mar-  
tin Schenk, Clemens Staudinger, Zsuzsi  
Vecsei, Hans Wurst  
LEKTORAT: Richard Schuberth

**Strawanzer\_in:**  
Verantwortlich: Claudia Poppe,  
1050, Reinprechtsdorfer Str. 31  
strawanzerin@augustin.or.at

**Radio Augustin:**  
Verantwortlich: Aurelia Wusch  
1050, Reinprechtsdorfer Str. 31  
Tel.: (01) 587 87 90-14  
radio@augustin.or.at

**TV Augustin:**  
Verantwortlich: Christina Steinle  
1050, Reinprechtsdorfer Str. 31  
Tel.: (01) 587 87 90-15  
tv@augustin.or.at

**Inserate:**  
Tel.: 0 699 11 821 233  
inserate@augustin.or.at

**Druck:**  
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft  
1032 Wien, Faradaygasse 6

**Verlagsort:** Wien

**Information:**  
AUGUSTIN: Die nächste Nummer  
erscheint am 18. Jänner 2017  
Auflage dieser Nummer: 40.000

Mitglied des International  
Network of Street Papers

Abo-Tel.: (01) 587 87 90  
abo@augustin.or.at  
[www.augustin.or.at/abo](http://www.augustin.or.at/abo)

<http://www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung>

**Bankverbindungen** BAWAG: iban AT97 1400 0050 1066 6211, bic: bawaatw  
PSK: iban: AT80 6000 0000 9205 1517, bic: OPSKATWW

Augustin-Gründer Robert Sommer geht in Pension

# Anarchie im Ausgedinge – ein Abschiedsgespräch

«Den langsamen Umzug ins Ausgedinge» nennt Robert Sommer den Abschied von einundzwanzig Jahren Redakteursarbeit beim Augustin. Der Schreibtisch ist leergeräumt – wohl zum ersten Mal, seit Robert den Augustin 1995 mitgegründet hat. Mit 1. Jänner beginnt die Pension. Erwin Riess und Lisa Bolyos wollen wissen, wie sich das anfühlt.

**Lisa Bolyos:** Hast du Angst, dass sich der Augustin stark ändern könnte, wenn du gehst?

**Robert Sommer:** Nein, ich habe keine Angst. Ich glaube nicht, dass sich viel ändert. Glaubst du?

**Erwin Riess:** Ich erinnere mich noch gut, wie du kurz nach der Gründung des Augustins zu einem Treffen eingeladen hast. Es gab damals eine ganze Reihe von Zeitungen, die ich kommen und gehen gesehen habe. Der Augustin ist geblieben. Nicht zuletzt wegen der unglaublichen Beharrlichkeit, die du an den Tag gelegt hast.

**Robert Sommer:** Die unglaubliche Beharrlichkeit, so hätte ich das nicht formuliert. Für mich liegt das Geheimnis des Augustins in dem einzigen Prinzip, an das ich immer glaube: Egal was man plant, es kommt ganz anders. Das war die Devise vom Augustin. Wir haben nichts geplant und kein Konzept gehabt, der Max Wachter und ich, und es ist gegangen.

**Lisa Bolyos:** Diese Leichtigkeit klingt schön. Aber heute haben wir doch eine recht große Verantwortung den vielen Leuten gegenüber, die beim Augustin arbeiten – angestellt oder als Verkäufer\_innen. Man kann nicht mehr einfach sagen: Wenn's nicht geht, geht's nicht. Noch etwas anderes hat sich allerdings verändert: Wenn du von der Geschichte des Augustin erzählst, sind da sehr viele Männer.

**Robert Sommer:** Die Redaktion war eine Männerherrschaft, während die Sozialarbeiterinnengründungsgruppe weiblich dominiert war. Eine klassische Aufteilung, die aber weder von den einen noch von den anderen wahrgenommen wurde, weil in beiden Bereichen die Korrekturkompetenz des Feminismus fehlte. Irgendwann haben wir es bemerkt und verändert. Die neue Augustinredaktion

möge eine Aufhebung der Gründungsfehler im dreifachen Hegel'schen Sinn sein: bewahren, beenden, auf ein höheres Niveau heben. Warum bewahren? Einiges vom Alten ist bewahrenswert, zum Beispiel das Augenzwinkern beim Schreiben; wofür man nicht notwendig Frauen braucht! Ich meine, wenn wir schon Paschas sind, können wir doch nicht weniger gut augenzwinkern als ihr.

**Erwin Riess:** Der Augustin ist, wenn du so willst, das Zentralorgan der Gegenöffentlichkeit.

**Robert Sommer:** Dass das Gründungsteam durch die Schule der KPÖ gegangen ist, hatte den Vorteil, dass wir immun waren gegen die Umgarnungen der Sozialdemokratie. Die haben sich anfangs wirklich bemüht, den Augustin zu kaufen. Die Sozialstadträtin ist plötzlich vor unserer Tür gestanden mit einem ganzen Tross von Mitarbeitern und einem Fotografen. Den haben wir gleich rausgeschmissen, Händedruckfoto wollten wir keines. Auf der anderen Seite habe ich immer draufgeachtet, dass der Augustin auch nicht der unmittelbare Ausdruck sozialer Bewegungen ist und sich ihrer Sprache bedient, die dann in der Mitte der Gesellschaft nicht mehr verstanden wird. Mein Anliegen war immer eine Distanz, die es erlaubt, kleine Fehler zu benennen, nicht alles gutzuheißen.

**Erwin Riess:** Du hattest immer eine Leidenschaft für den Anarchismus.

**Robert Sommer:** In dem Maße, in dem ich mich mit dem Zentralismus von Parteien wie der KPÖ auseinandergesetzt habe, ist meine Leidenschaft für den Anarchismus gewachsen.

**Lisa Bolyos:** Was bedeutet für dich anarchistisch?

**Robert Sommer:** Dass ich mich von jenen Formen der politischen Aktion verabschiede, in der die Züge einer gewünschten Gesellschaft nicht schon

angelegt sind. Die Linke sollte zum Beispiel die Idee, dass die Menschen sich von Funktionären vertreten lassen, aufgeben zugunsten ihrer Selbstorganisation. Mit der Zeit liebt jeder Funktionär seine Funktion mehr als die Menschen, für die er funktionieren soll. Das war nie anders.

**Lisa Bolyos:** Was sind für dich die großen Errungenschaften des Augustin?

**Robert Sommer:** Der Augustin leistet einen Beitrag – und zwar keinen bescheidenen –, dass man in der Stadt keine Angst haben muss, anders zu sein. Oder zumindest weniger als früher. Das halte ich für eine der wichtigsten Errungenschaften von diesem Projekt. Aber auch im Detail hat der Augustin zu Verbesserungen beigetragen: das Verhältnis zu Sandler\*innen in der Stadt, oder das Verhältnis zu Afrikaner\*innen; ich denke schon, dass wir da eine Rolle gespielt haben.

**Erwin Riess:** Das Bild vom sogenannten Getretenen in der Gesellschaft hat sich durch den Augustin wesentlich verbessert. Es gibt eine gewisse Würde, die von der Situation des Augustinverkaufs ausgeht. Das ist nicht mehr nur ein Bettler.

**Lisa Bolyos:** Aber genau dieses «nicht nur ein Bettler» ist ja die Krux, ein ewiger Spagat zwischen unserer politischen Haltung – Solidarität mit allen Armen – und der praktischen Tatsache, dass wir Verkäufer\_innen zu vertreten haben, die sich mit ihrer Arbeit durchaus abheben wollen.

**Robert Sommer:** Ich glaube, da gibt es einen natürlichen Widerspruch im Projekt: Die Sozialarbeiter\_innen sind mit den Forderungen der Verkäufer\_innen konfrontiert, die bestimmte Bedürfnisse an das Arbeiten im öffentlichen Raum haben und für die das Betteln eine Konkurrenz ist; mir hingegen war es immer wurscht, ob Verkäufer zum Beispiel einen Ausweis haben oder nicht.



Des Augustins doppelte Basis: Robert Sommer, Lebensgefährtin Riki Parzer

**Lisa Bolyos:** Du hattest als Redakteur auch die Freiheit, dass es dir wurscht war.

**Robert Sommer:** Ja, ich habe da meine Verantwortungslosigkeit ausleben können.

Ich habe versucht, publizistisch immer gegen Anti-Bettler-Ressentiments zu kämpfen.

**Erwin Riess:** Warst du bist jetzt jeden Tag in der Redaktion?

**Robert Sommer:** Nein, ich schreibe daheim von 24 Uhr bis 3 in der Früh. Das ist meine Zeit, da bin ich offensichtlich am hellsten im Kopf.

**Lisa Bolyos:** Was ich sehr an dir schätze, ist dass du schnell erkennst, ob eine Geschichte wert ist, ihr nachzugehen. Das wird uns fehlen.

**Robert Sommer:** So sehe ich mich nicht. Ich habe mich oft genug geirrt. Mein Vorzug ist, dass ich bei jeder Unterhaltung im Hinterkopf hab, ob das journalistisch verwertbar ist. Ich kann gar nicht anders! Das ist für Leute, die sich mit mir unterhalten, oft unangenehm. Ich sag: Pfau, des is a Gschicht! Das musst du mir genauer erzählen. Aber die wollen oft gar nicht, dass das publiziert wird, meine Nachfragerei ist ihnen lästig. Meine größte Schwäche wiederum war die Unfähigkeit, investigativen Journalismus zu betreiben.

**Lisa Bolyos:** Worin liegt die begründet?

**Robert Sommer:** Ich hab zu große Distanz zu der Welt, in die man dafür eintauchen müsste.

**Lisa Bolyos:** Oft sagst du, die Redakteursarbeit wird dir nicht abgehen, nur schreiben willst du weiter. Was magst du nicht an der Redakteursarbeit?

**Robert Sommer:** Befehle erteilen: «Du musst den Text bis morgen Mittag mailen.» Der mir sympathischste aller Sprüche von Sartre, die ich kenne, lautet sinngemäß: Ich habe noch nie Befehle erteilen können, ohne über mich zu lachen, und noch nie hat jemand meine Befehle entgegengenommen, ohne über sie zu lachen.



Foto: Magdalena Baszczyk

**Lisa Bolyos:** Was ich am Augustin mag, ist seine Menschenfreundlichkeit. Der Augustin steht dafür, Berührungssängste abzubauen, nicht dogmatisch zu sein.

**Robert Sommer:** Aber es gibt eine Parteilichkeit. Wir sind nicht zu allen Menschen menschenfreundlich, sondern eher zu denen, die keine Macht haben. Die Avantgarde der Menschenfreundlichkeit sind wir nicht. Dazu fällt mir folgende Geschichte ein: Pier Paolo Pasolini hat einmal beobachtet, wie Studenten aus Bologna eine wüste Straßenschlacht mit Polizisten geliefert haben. Und der Pasolini hat begründet, warum er auf der Seite der Polizisten ist: Weil sie die Arbeitersöhne sind, und die radikalen linken Studenten waren die Bürgersöhne. Also war für ihn klar, da muss man zu den Polizisten helfen. Das waren die armen Schlucker. Diese Menschlichkeit haben wir nicht erreicht. Für uns sind Bullen Bullen.

**Lisa Bolyos:** Wir reden viel über die Armen. Was soll der Augustin mit den Reichen in der Stadt machen?

**Robert Sommer:** Da sind wir Opfer der Tatsache, dass es in Wien Armut-, aber keine Reichtumsforschung gibt. Wenn das Stichwort Parallelgesellschaften fällt, dann denkt jeder an die Türken oder an die Chinesen, aber niemand denkt an die Reservate der Reichen. Es gibt auch kein Bewusstsein darüber, welche soziale Schicht uns im Parlament vertritt.

**Lisa Bolyos:** Was wirst du machen, wenn du in Pension gehst?

**Robert Sommer:** In erster Linie werde ich euch mit meinen langen Artikeln nerven. Bis ihr zum Schluss beklagt,

dass ich in Pension gegangen bin – da hättet ihr mich lieber in der Redaktion behalten, wo ich weniger zum Schreiben komm! Außerdem möchte ich die Schreibwerkstatt reaktivieren – unter dem Titel «Anstalt für Dichtungen aller Richtungen». Und ich hab ein neues Hobby: den Perinetkeller.

**Erwin Riess:** Da kommt man mit Rollstuhl aber nicht runter.

**Robert Sommer:** Das stimmt schon. In dem Keller haben die Aktionisten ihre Kunst gemacht. Wir haben ihn von der Kulturabteilung der Stadt Wien übernommen, um zu verhindern, dass er kommerzialisiert wird.

**Lisa Bolyos:** Hast du auch klassische Pensionspläne?

**Robert Sommer:** Fliegen werde ich nicht viel, dazu bin ich viel zu sehr Klimaaktivist. Ich bin ja büchersüchtig. Und in der Pension besteht vielleicht die Chance, dass ich mehr als 10 Prozent der Bücher lese, die in meiner Bibliothek stehen. Ich hab nicht den Anspruch, dass man ein Buch zu Ende lesen muss. Ich nehme ein Buch aus dem Regal, bin überrascht, dass ich das habe, das hab ich noch nie gesehen! Dann les ich ein Kapitel und leg's wieder ab. Dieser Kultur des Reinsens kann ich dann vielleicht mehr frönen.

**Lisa Bolyos:** Wenn ich dich um eine Anekdote ersuche, die dir gut in Erinnerung geblieben ist, welche ist das?

**Robert Sommer:** Ein Verkäufer hat mich einmal mit der Frage verblüfft: Was sagst du als Unbeteiligter eigentlich zum Thema Intelligenz? Da habe ich gespürt, dass ich dem Wiener Schmah nicht gewachsen bin. ◀

Eine rätselhafte Kraft treibt ihm (ca. Bildmitte) die Arme in die Höhe, als ob er einer spontanen Balkanisierung anheimfalle. So tanzt Robert in die Rente

Egal was man plant, es kommt ganz anders



## Frauen, Altersarmut und die Wiener Wohnfrage

# Armweiberwohnen

Wohnen in Wien, das heißt im internationalen Vergleich: regulierter Mietmarkt, zugänglicher Gemeindebau, verschwindend wenig Obdachlosigkeit. Wieso sitzt eine Anfangsechzigerin dann bettelnd auf der Straße? Wieso muss eine Pensionistin von einer Couch auf die nächste ziehen? Lisa Bolyos (Text) hat nachgefragt, warum gerade Frauen so oft von Altersarmut betroffen sind und was das mit ihrer Wohnsituation zu tun hat. Illustrationen: Nina Pieper

**E**in Buch mit dem klingenden Titel «Altweiberwohnen» liegt zur Rezension auf meinem Tisch; ein gelungenes Werk. In wunderschönen Fotografien und respektvollen Texten werden alte alleinstehende Frauen porträtiert: Wie wohnen sie? Gefällt ihnen das? Wie gestalten sie das Leben in ihren vier oder mehr Wänden?

Und (frage ich mich), wo kommen jene zu Wort, die sich so ein selbständiges Wohnen im Alter nicht leisten können?

Ich habe mich aufgemacht, mit Frauen zu sprechen, die ebenfalls im Pensionsalter sind, deren Liebste ihnen aber keine Villa und auch keine Häuschen vererbt haben – ja, die noch nicht einmal den Vormerkschein für eine Gemeindeförderung ihrer eigenen nennen. Wie wohnt es sich mit sechszwanzig in den Wohnzimmern von wechselnden Bekannten? Wie fühlt sich der «dritte Lebensabschnitt» an, wenn man ihn auf der Straße verbringt? Und was bringt fünf alte Frauen dazu, eine WG zu gründen?

### Pensionistinnen ohne Pension

Im «Global Age Watch Index» aus dem Jahr 2015 belegt Österreich Platz 13 von 96. Allerdings beruht dieses schmeichelhafte Ranking auf der Annahme, dass «100 % aller Menschen über 65 eine Pension erhalten». Und das trifft nicht zu.

Anna\* winkt ab, als ich sie ersuche, sich für ein paar Fragen Zeit zu nehmen. «Frag doch die Jungen!» Aber was können die mir schon erzählen? Anna steht dick eingepackt im Windfang eines Supermarkts in Wien Alsergrund – seit zwölf Jahren macht sie das. «Ich bettle nicht, ich warte. Wer mir was geben will, kann zu mir kommen.» Sie lacht

\*Weil Armut durchaus nichts Angesehenes ist, haben wir auf Wunsch der interviewten Frauen die Namen geändert.

Für die Unterstützung bei den Recherchen bedanke ich mich bei der Ökonomin Käthe Knittler, Annika Rauchberger (Bettelobby) und Martin Schenk (Armutskonferenz).

laut. Tatsächlich kommt wenig später ein Mann im blauen Dufflecoat und gibt ihr eine Handvoll Kleingeld. In den Rauchpausen gesellen sich die Supermarktangestellten zum Tratschen zu ihr, manchmal bekomme sie abends ein paar Lebensmittel, die sonst in den Müll wandern würden. «Zuhause kochen wir dann gemeinsam: Bohnengerichte und Erdäpfel.» Anna wohnt mit vier anderen Frauen in einer Bettlerinnen- und Straßenzeitungsverkäuferinnen-WG. «Das Team der alten Knackerinnen!», nennt sie das. Dann streckt sie mir auch schon wieder die Hand zum Abschied hin. Gott habe mich und meine Familie selig – aber ich störe das Geschäft.

Schätzungsweise 15 Prozent der Frauen über 60 Jahren sind in Österreich ohne Pensionsanspruch, schreibt die Ökonomin Christa Schlager im «Handbuch Armut in Österreich» (2014). Da sind jene Frauen noch gar nicht mitgezählt, die nicht einmal einen Meldezettel haben, deren Kranksein, deren Pflegebedürftigkeit, deren Frieren auch in Wien stattfindet, es aber nicht in die Statistik schafft. Anna ist eine davon.

### Altersarmut in Zahlen

Wie kommen alte Frauen dazu, arm zu sein? In einem Sozialstaat wie Österreich gibt es mehrere Möglichkeiten. Erstens, fehlender Pensionsanspruch. Die Alterspension ist in Österreich eine Versicherungsleistung, die nur aus entsprechenden Beitragsjahren lukriert werden kann – oder, als Witwenpension, aus einem verstorbenen Ehepartner. Beitragsjahre sammelt, wer einer Erwerbsarbeit nachgeht. Kommt man erst im Pensionsalter nach Österreich oder hat aus diversen Gründen trotz langer Arbeitsbiographie

nicht in die Pensionskasse eingezahlt, dann bleibt im Alter nur die «bedarforientierte Mindestsicherung». Die wird nicht bedingungslos ausgezahlt, es gilt also, Nachweise zu erbringen. «Da können schwierige Situationen zustande kommen», sagt die Ökonomin Käthe Knittler. «Wenn ich zum Beispiel eine Wohnung habe, kann dieses «Vermögen» den Bezug der Mindestsicherung im schlimmsten Fall verhindern. Es ist zwar nicht prinzipiell falsch, das Vermögen zu beachten, aber man muss bedenken, dass der Verlust einer Wohnung auch den Verlust eines bestehenden sozialen Umfelds bedeuten kann. Und das ist im Alter besonders schlimm.»

Zweitens: Auch mit Pensionsanspruch münden Frauenerwerbsbiographien nach wie vor leicht in Altersarmut, bestätigt Knittler. «In der Pension kulminiert alles an Geschlechtsspezifika, was das Erwerbsleben zu bieten hat: Teilzeitarbeit, Erwerbsunterbrechungen durch Kindererziehung, Lohndiskriminierung.» Der längere Durchrechnungszeitraum seit der Pensionsreform 2003 sei für Frauen eine Katastrophe, sagt Knittler. Zwar werden Kinderbetreuungzeiten pauschal angerechnet, aber das gleiche den Verlust nicht aus, den die Reform den Frauen eingebracht hat. «Die Anrechnung von Kinderbetreuungzeiten auszuweiten wäre zwar eine mögliche Forderung», sagt Erik Türk, Referent für Alterssicherung und Sozialstaatsfinanzierung der Arbeiterkammer Wien, «aber man muss genau schauen, was man da für Anreize setzt.» Tatsächlich brauche es vor allem verbesserte Erwerbchancen durch eine ambitionierte Bekämpfung der viel zu hohen Arbeitslosigkeit und ein besseres Angebot an Betreuungseinrichtungen, das



allen Menschen die Wahl lässt, ob und wie viel sie lohnarbeiten gehen.

Während sich die Rollenvorstellungen in Österreich nämlich stark verändert haben, hinkt die Praxis der Arbeitsaufteilung weit hinterher, schreibt Christa Schlager: Zwei Drittel der nichtbezahlten Arbeit wird nach wie vor von Frauen geleistet. Als wäre das nicht genug, liegt der durchschnittliche Gehaltsunterschied zwischen Männern und Frauen, der sogenannte «Gender Pay Gap», bei knapp 23 Prozent – dieser Einkommensunterschied wirkt sich direkt auf die unterschiedliche Höhe der Pensionen aus. 1579 Euro beträgt laut Hauptverband der österreichischen Sozialversicherungsträger im Jahr 2015 die durchschnittliche Pension für Männer; 963 Euro für Frauen. Wobei diese Durchschnittszahl von der Pension der Arbeiterin (701 Euro) oder gar der Bäuerin (637 Euro) noch weit unterschritten wird.

Um eine «Mindestpension» zu sichern, werden niedrige Pensionen mit Ausgleichszulagen erhöht. Der Richtsatz für die Ausgleichszulagen liegt

2016 jedoch bei 882,78 Euro; das ist ein ganzes Stück unter der Armutsgrenze. Sinnvoll sei das nicht, bestätigt Erik Türk: «Wenn es eine anerkannte Armutsschwelle gibt, sollten sich die Instrumente, mit denen ich Armut entgegenwirken möchte, daran orientieren.»

### Ein dauernder Stressstrudel

Karina sitzt in einem windgeschützten U-Bahn-Durchgang am kalten Boden. Die dicke Jacke hat ihr eine Passantin geschenkt. Eine andere wiederum, erzählt sie, wollte die Polizei holen, als Karina einmal ein Liedchen sang: Ruhestörung! So lässt sich die Bandbreite der Wiener\_innen ermessen, die hier täglich vorüberhasten. Manche werfen 50 Cent in den Pappbecher, einige grüßen freundlich.

Seit fünf Jahren kommt Karina von Rumänien nach Wien, um mit Betteln das Geld einzubringen, das ihr Sohn nicht mehr verdienen kann. Nach einem Unfall musste ihm ein Bein amputiert werden. Neben den alltäglichen Ausgaben will Karina für eine Prothese

sparen, aber da geht es um mehrere tausend Euro, und mit dem Betteln in Wien verdient sie monatlich gerade mal 300 – wenn's gut geht. «Früher gab es mehr Verständnis für meine Situation», sagt sie. «Heute werde ich oft beschimpft, ich sei faul, ich komme von der Mafia. Die Leute haben selber überhaupt keine Nerven mehr.» Karina ist Anfang sechzig, sechsfache Mutter, vierzehnfache Großmutter. Eigentlich eine schöne Vorstellung: Vierzehn Enkelkinder, was braucht man mehr zum Glücklichsein? Aber das Haus in dem kleinen Dorf nahe Târgoviște, achtzig Kilometer nördlich von Bukarest, die Subsistenzlandwirtschaft und auch das eigene Auto hat Karina verkauft, um die Behandlung ihres Sohnes zu finanzieren. Die Frustration treibt ihr die Tränen in die Augen. «Ich bin eine alte Frau. Ich bin vorher nie ge-reist, und jetzt bettle ich seit Jahren in dieser Stadt, und es geht sich hinten

**Wie kommen alte Frauen dazu, arm zu sein? In Österreich gibt es mehrere Möglichkeiten**



Fortsetzung von Seite 9: *Armweiberwohnen*

„natürlich wünsche ich mir einen Ort, der meiner ist, und sei es nur ein Zimmer für mich allein.“

und vorne nicht aus. Es ist ein dauernder Stressestrudel. *Foarte greu*. Sehr schwer.»

Karina hat in Wien keinen Zugang zu altersgerechtem Wohnen. Eine Zeitlang hat sie sich mit ihrer Tochter, die auch zum Betteln in die Stadt kam, eine Matratze in einer Unterkunft geteilt – aber das war «sehr teuer und sehr unangenehm». Im Moment kommt sie bei einem Neffen in Wien Simmering unter. Wie lange, ist unklar. Um einen Meldzettel zu bekommen, der Voraussetzung für eine Reihe von Behördengängen ist, braucht sie einen fixen Wohnsitz. «Natürlich würde ich mir wünschen, einen

Ort zu haben, der meiner ist, und sei es nur ein Zimmer für mich allein. Aber da mach ich mir keine Hoffnungen. Ich bin zum Betteln hier. Ich habe keine Möglichkeit, mir ein Luxusleben auszusuchen.» Ist Privatsphäre also ein Luxusgut, auf das nicht jede\_r ein Anrecht hat?

#### Kein Zimmer für mich allein

Eigener Wohnraum, Gesundheitsversorgung, emotionale Unabhängigkeit – drei Dinge, auf die niemand verzichten müssen sollte.

Auch Rosalia, 66, ist abhängig von der Solidarität ihrer Bekannten. Derer sie zum Glück viele hat! Es ist «eine Wechselgeschichte», sagt sie, will heißen: Als sie eine Wohnung hatte, konnte man auf ihrer Couch unterkommen, und jetzt ist es umgekehrt. Ihre Wohnung in Wien Landstraße hat sie recht unspektakulär verloren. «Der Mietvertrag ist ausgelaufen, der Besitzer hat verkauft.» Ihre Biographie als mehrfache Mutter mit einer Reihe von – sagen wir's euphemistisch, um den beteiligten Behörden nicht zu nahe zu treten – Schicksalsschlägen mündete in einem fehlenden Pensionsanspruch. Rosalia lebt von der Mindestsicherung «und dem bisserl, was über den Straßenzeitungsverkauf dazukommt». Davon könnte sie sich eine Wohnung leisten, die geräumig genug ist für sie und ihre

Tochter, aber Geld für Kautions- und Provision ist nicht drin. Für eine Gemeindegewohnung ist ihr die Wartezeit zu lang (durchschnittlich zwei bis drei Jahre), und ganz ehrlich, sie will auch gern in einem Ziegelbau wohnen, in einem ruhigen Bezirk. «Ich bin im Gemeindebau aufgewachsen, und ich werd' dort nicht froh.» Außerdem braucht sie eine Parterrewohnung, weil sie gesundheitsbedingt keine Stiegen mehr steigen kann. Auch für sie ist es zentral, über das Wie und Wo des Wohnens selbst zu entscheiden.

«Ich will meine Individualität bewahren.», antwortet Rosalia auf die Frage, ob Notschlafstellen je eine Möglichkeit für sie wären. Eine Tür zumachen können; den Fernseher auf- und abdrehen, wann sie will; die Entscheidung über das Essen selbst fällen; sich nicht sagen lassen, wann Schlafenszeit ist und wo man nicht rauchen darf. Darum ist auch die Frage schnell beantwortet, wie die Pflegesituation – sollte sie nötig werden – einmal aussehen soll: «Ob das meine Tochter macht oder eine 24-Stunden-Pflege, ist mir egal. Hauptsache, ich kann zu Hause sein.» Im «Handbuch Armut in Österreich» schreiben Martin Schenk, Daniela Palk und Tom Schmid: «Die größte Bereitschaft zum Selberpflegen besteht beim ärmsten Teil der Bevölkerung. Moralische Erwägungen zählen da weniger als Kostenabwägungen.» Pflegebedürftigkeit, Alter und Armut sind in Kombination ein großes Risiko. Wenn Rosalia in den Medien von aktuellen Fällen physischer und psychischer Misshandlung im Pflegeheim liest, dann versteht sie ganz richtig, dass es da um Leute wie sie geht. Leute, die keine finanzielle Absicherung haben, um sich im Alter Schöner Wohnen mit einem «Sorglos Umsorgt»-Paket leisten können, wie es schicke betreute Wohnprojekte für betuchte Pensionist\_innen anpreisen. Leute, die keine Anwältin in der Familie haben, keine generationenalte Freund(er)wirtschafterin zum Direktor der Geriatrie pflegen und so weiter und so fort – die also wenig bis keine finanzielle und soziale Autonomie genießen. Die Handvoll Freiheiten, die sich Rosalia gegen alle Widerstände bewahrt hat, will sie ums sprichwörtliche Verrecken nicht aufgeben: «Im Pflegeheim sein, das ist ja kein Leben. Da brauch ich gleich gar keines.» ◀

WAS KEINER WAGT,  
DAS SOLLT IHR WAGEN.  
WAS KEINER SAGT,  
DAS SAGT HERAUS.  
WAS KEINER DENKT,  
DAS WAGT ZU DENKEN.  
WAS KEINER ANFÄNGT,  
DAS FÜHRT AUS.

KONSTANTIN WECKER

#### Buchempfehlung

### Altweiberwohnen

«Ich bin jetzt praktisch Königin in meinem Haus», sagt Kornelia F., 88, aus Oberösterreich. Neunzehn Frauen zwischen 76 und 95 Jahren erzählen in dem Text- und Fotoband ihre Wohn- und Lebensgeschichten. Wie sie ihre Häuser einrichten, wenn der Körper aufhört, wendig zu sein, wie sie ihre Familien erinnern oder empfangen, wie das Verhältnis zu den Nachbar\_innen ist und wie sie sich bis ins hohe Alter ein Maximum an Gestaltungsspielraum erhalten. Ein Buch über Perspektiven



der Unabhängigkeit, über das Verhältnis von Autonomie zu Pflegebedarf und über die große Frage, unter welchen Bedingungen Altsein und Verwitwetsein nicht mit Einsamkeit verwechselt ist.

Ulrike Scherzer & Juliana Socher:  
Altweiberwohnen. Gespräche und  
Fotografien über das Wohnen im Alter  
Residenz 2016, 152 Seiten, 29,90 Euro

Maßnahmevollzug: Psychiatrische Gutachten sind Fehlurteile

## Die Medien brauchen frische Monster

«... die härteste Sanktion, die das Strafrecht kennt, weil sie lebenslang ... bedeuten kann ... auch für einen simplen Drohbrief ...» So Journalist Thomas Trescher im eben erschienen Buch «Maßnahmevollzug» zu eben diesem. Franz Blaha, Ratgeber des Augustin in allen Angelegenheiten des Strafvollzugs, hat es durchgelesen.

Treschers Beitrag ist einer von 42, die Markus Drechsler im gegenständlichen Buch zu einem vitalen Kompendium aller Problembereiche der Materie zusammengestellt hat. 36 Expert\_innen, im Anhang genannt oder auch anonym, beleuchten die Misere auf netto 350 Seiten aus allen Blickwinkeln, oder «Blickpunkten», denn so heißt die Insassenzeitschrift der JA Wien-Mittersteig, die in einer medienpreisgekrönten Ausgabe das Skelett dieser Publikation bildet. Das Buch ist «zeitnah zur anstehenden Gesetzesreform» erschienen. Eine Reform, für die der Verein SIM (Selbst- und Interessensvertretung zum Maßnahmevollzug) 17 konkrete Positionen bezieht, die auf dem beigelegten Folder vermerkt sind. Man kann sie auch auf der ausführlich gestalteten Homepage [www.maßnahmevollzug.org](http://www.maßnahmevollzug.org) finden, die überdies über eine bequeme Suchfunktion verfügt.

Prekärer Kern der Maßnahme ist Paragraph 21 StGB. Verkürzt: Wer auf Grund einer psychischen Erkrankung nicht schuldfähig oder schuldunfähig, aber unter dem Einfluss einer Persönlichkeitsstörung kriminell handelt, wird auf unbestimmte Zeit «untergebracht». «Unterbringung» ist ein Euphemismus für die Haft unter besonderen Bedingungen. Schon eine als Drohung ausgelegte Beleidigung genügt, um in diese Unterwelt verdammt zu werden, denn am Eingang zum Hades steht die Gottheit Gutachter und am Ausgang wieder. Nach Befragung des Orakels der psychologisch-psychiatrischen Diagnostik oder auch nach eigener Eingebung öffnet sie das Tor zur unbestimmt langen Haft. Am Ende des Hades steht die Gottheit wieder mit dem Schlüssel zum Tor in die bedingte Entlassung, denn sie sitzt am Ohr der Rechtssprechung, die ihrer Expertise, der Gefährlichkeitsprognose, folgt.

Markus Drechsler ortet für diese Gottheiten «Eine große Schwierigkeit», durch «juristische und medizinische Terminologien,

die nicht ident sind». Das Gericht richtet sich nach dem Sachverständigenbefund. Daher muss dieser klar formuliert sein. Eine von der Vollzugsdirektion beauftragte Studie befindet aber nur jedes zweite Gutachten als transparent (auf welcher Grundlage haben die Gerichte da entschieden?). Dabei gibt es recht genau festgelegte Standards. Aber: «Die Qualität des größten Teils der Gutachten liegt (...) weit unter diesen Qualitätsstandards» (Norbert Nedopil im Interview). Die Leiterin der Forensischen Abteilung der Wagner-Jauregg-Nervenklinik wundert das nicht, denn die Gottheiten seien für ihr Orakel «grotten-schlecht bezahlt».

Ist man einmal in Haft, hat man nur alle zwei Jahre ein Recht auf persönliche Anhörung. Und zwar ohne Rechtsbeistand. «Der Verteidiger, so er einen hat, wird sowieso nicht informiert. Der Akt bekommt nämlich jedes Jahr eine neue Zahl und damit fliegt der Verteidiger hinaus.» (Franz Langmayr in «Die Nicht-Entlassung» von Katharina Rueprecht. Schließlich kann am Ende der x-ten Zweijahres-Periode bei positiver Gefährlichkeitsprognose durch ein Gutachten eine bedingte Entlassung erfolgen. In besonders schlimmen Fällen, wenn man durch Zwangsbehandlungen dauerhaft pflegebedürftig geworden ist, in ein Heim, in dem man hilflos vor sich hinsabbert. Auch dorthin kann man immer nur bedingt entlassen werden.

## Psychische Folter und steigende Haftzahlen

Das Interview mit dem Kriminalsoziologen Reinhard Kreissl titelt «Natürlich ist das psychische Folter». Folter ist vor allem das unbestimmte Haftende. Und es betrifft immer mehr Menschen, die wegen immer geringerer Vergehen in die Maßnahme gelangen. Wie ist das zu erklären? Der Kriminalsoziologe ortet einen Kreislauf emotionalisierender Falschinformationen. Boulevard-Medien suggerieren Gefährlichkeit, die sie aus Polizeinformationen konstruieren. Die Polizei wieder erhebt ja nicht die Tat, sondern protokolliert den Verbalinhalt der Anzeigen, deren Jargon wieder zu 90 % auf die Suggestionen der populistischen Presse zurückzuführen ist. «Auch die Politik bedient diesen bescheuerten Verstärkerkreislauf. (...) bedeutet,

dass Strafrechtspolitik nach dem Boulevard gemacht wird, und das ist völlig unverantwortlich!» Zunehmend genießt es der Boulevard, Ausgegrenzte als Monster präsentiert zu bekommen, und sonnt sich in einer zunehmenden Hass-Legitimierung, in der Bedienung des Bedürfnisses: Ich brauche dringend Leute, die ich hassen darf. Offenbar paart sich der Hasswunsch mit gesteigerten Sicherheitsbedürfnissen, die von anderen Autor\_innen erwähnt werden (u. a. vom ehem. Leiter der JA Göllersdorf). Ein Blick in andere Länder zeigt: Die meisten kommen ohne einen solchen Paragraphen aus, in Deutschland ist der Vollzug zumindest breiter gefächert, und in der Schweiz ist die Einstiegschwelle deutlich höher. Varianten, die der österreichische Vollzug nicht kennt.

## Zwangsbehandlung

«So ist er diesen Maßnahmen zwangsweise zu unterwerfen.» Die Rechtsanwältin Rueprecht erörtert die Grauzonen dieser Rechtsbestimmung, und die Strafverteidigerin von Fritz Goll berichtet den Fall ihres Mandanten, den die Zwangsbehandlung in Siechtum und Tod geführt hat. Anm.: Was im Vollzug als «Ruhigstellen» bezeichnet wird, erfolgt oft durch Depotinjektionen «atypischer Antipsychotika». Dabei handelt es sich nicht um Ruhigstellen durch Sedativa, sondern um Verminderung der Erlebnis- und Handlungsfähigkeit. Langzeiteffekte solcher Mittel können massive Veränderungen im Nervensystem und andere Schäden, die nicht reversibel sind, sein. Fritz Goll hat sich gegen eine solche Injektion zu wehren versucht. Dabei wurde ihm das Rückgrat gebrochen.

Justizminister Brandstetter hat, wie eingangs erwähnt, eine Arbeitsgruppe zur Reform der «Maßnahme» ins Leben gerufen. Eine gänzliche Abschaffung, wie der ehemalige Anstaltsleiter Minkendorfer sie fordert, ist dabei wohl nicht zu erwarten. Es bleibt aber zu hoffen, dass in möglichst vielen Punkten, von denen hier nur einige wenige erwähnt werden konnten, Maßnahmen zur Verbesserung der «Maßnahme» in Gang gebracht werden. Der Öffentlichkeit wird die Lektüre des Buches sehr empfohlen. Es sollte jedermann/frau dringend wünschen, in einem Land zu leben, in dem solche Zustände beseitigt werden. ◀

18 Milliarden für die Banken, 750 Millionen für die Mindestsicherung

## Wer rettet uns vor den Bankenrettern?

Wer hätte das gedacht: Der Augustin sorgt sich um Dividenden österreichischer Banken. Auf den ersten Blick absurd, doch Aufklärung bringt ein Gesetzesvorhaben, das sicherstellen soll, dass Dividenden nur dann bezahlt werden, wenn eine Mindestkapitalquote nicht unterschritten wird. Für den Scherbenhaufen der Hypo-Alpe-Adria kommt das Vorhaben zu spät. Von Clemens Staudinger.

2017 wird die Bankenabgabe in der Höhe von 575 Millionen Euro letztmalig eingehoben. In den folgenden Jahren wird diese Steuer mit 100 Millionen limitiert. Die Banken zahlen im Gegenzug einmalig eine Milliarde Euro, die für Schulbauten verwendet werden soll. Klingt fein, dass Banken Schulbauten der Republik unterstützen, ist aber nicht die ganze Wahrheit: Ein Viertel der Summe bleibt den Banken erhalten, da diese Zahlung auf die zu leistende Körperschaftsteuer anzurechnen ist.

Als in den vergangenen Monaten von der ÖVP und Lobbyist\_innen österreichischer Banken um eine Reduzierung der Bankenabgabe gekämpft wurde, tauchte in der Begutachtungsphase ein bemerkenswerter Zugang zum Thema auf: Es meldete sich die Arbeiterkammer mit einem Vorschlag, der sicherstellen soll, dass Steuerzahler\_innen bei Schieflage einer Bank nicht zur Kasse gebeten werden. Hintergrund: In Österreich ist dies bereits mehrfach geschehen. Das Vorhaben scheint simpel und laut Aussagen der AK wirkungsvoll: Fällt ein Institut unter eine zu definierende Linie des Kernkapitals, dann dürfen keine Dividenden an die Aktionär\_innen ausgeschüttet werden. Die Banken sollen gemäß dieser Position vorerst in das Kernkapital investieren und nicht in erster Linie Aktionär\_innen bedienen.

Die AK nannte eine Kernkapitalquote von 13 %. Das würde, nach heutigen Verhältnissen berechnet, bedeuten, dass Erste Bank, Bank Austria oder die Raiffeisen

Zentralbank die Kassen für die Aktionäre verschlossen halten müssten. Die Erste hält bei einer Kernkapitalquote von 12,7 %, Die Bank Austria verfügt über 12,9 % Kernkapitalquote und am Raiffeisensektor, RZB/RBI, finden sich 11,3 %. Dem Vorschlag folgte ein Shitstorm, bürgerliche Medien sahen den Untergang des Geschäftsmodells Bank kommen.

Das Argument der Bankenschützer: Die Geldhäuser-Aktiengesellschaften seien börsennotierte Unternehmen, die sich über die Finanzplätze finanzierten, und sollte da keine Rendite zu erwirtschaften sein, dann würden potenzielle Aktionäre eben nach anderen Titeln greifen. Und?

Bringen wir in die Debatte die Elemente «Mindestsicherung» und «Bildung» ein, nur um die Verhältnisse klarer darzustellen: Die Hypo-Alpe-Adria, deren Kernkapitalquote weit unter den genannten 13 % lag, erledigte noch Dividendenzahlungen, als das Geldhaus bereits mit hohem Tempo auf den Crash zuraste. Heute dürfen dies die österreichischen Steuerzahler\_innen mit rund 18 Milliarden Euro sanieren. Für die Position «Mindestsicherung» werden im österreichischen Haushalt rund 750 Millionen

WIENER WIRTSCHAFT  
KURATIERT VON  
MARTIN BIRKNER  
& CLEMENS STAUDINGER



Euro budgetiert. Österreichs Universitäten werden mit rund zwei Milliarden Euro bedacht. Auch ist in diesem Zusammenhang zu beachten, dass jene Summen, die Österreichs Steuerzahler\_innen für die Bankenrettung aufzubringen haben, die Erträge der Bankenabgabe weit übertreffen.

Der guten Ordnung halber: Die geneigten Leser\_innen dürfen raten, wie beispielsweise der «Kurier», im Teileigentum der Raiffeisengruppe, berichtet hat. Wer zahlt, schafft an. Eben.

Der Generalsekretär der Industriellenvereinigung, Christoph Neumayer, sprach auf der Stelle sein Urteil zur Idee und griff zum für ihn scheinbar unschlagbaren Argument: Das Vorhaben sei eine «planwirtschaftliche Idee», und es seien «nicht ohne Not an grundlegenden Pfeilern der freien Marktwirtschaft zu rütteln, sondern lieber gemeinsam konstruktive Lösungen für den Industrie- und Wirtschaftsstandort zu erarbeiten».

Die AK wiederum mimt den Börsenplayer und verweist die Gefahr einer Planwirtschaft in das Reich der Phantasie: «Eine gestärkte Eigenkapitalbasis erleichtert den Zugang zur Refinanzierung und trägt zur Erhöhung der Finanzmarktstabilität bei», wird im Business-Sprech per Aussendung mitgeteilt.

Trotzdem versöhnlicher Jahresausklang: Die sozialdemokratisch dominierte AK reflektiert Dividendenzahlungen österreichischer Banken. Ein Anfang. ◀



Markus Drechsler (Hg.):  
Blickpunkte  
Maßnahmevollzug –  
Menschenrechte – weg-  
gesperrt und  
zwangsbehandelt  
Mandelbaum Verlag  
ISBN 978-3-85476-527-1

SIM – Selbst- und  
Interessensvertretung zum  
Maßnahmevollzug  
Tel.: +43 664 646 85 74  
1062 Wien, Postfach 7  
E-Mail: [buer@massnahmevollzug.net](mailto:buer@massnahmevollzug.net)  
[www.massnahmevollzug.org](http://www.massnahmevollzug.org)

## Geht's mich was an?

Freude ohne Illusionen

## Ein Zwischenerfolg

Es ist unser Sieg. Der Sieg all derer, die genug haben von der rechten Lügenpropaganda. Die so einen wie den nicht als Präsidenten wollen. Denn darum vor allem ist es uns gegangen. Nicht um «Europa», nicht um die «Mitte» (was immer das alles heißen mag). Sondern um die Abwehr eines neuen Faschismus, der uns alle bedroht.

So haben es die vielen Menschen empfunden, denen jetzt kein Stein vom Herzen fällt. Das zeigen mir die vielen erleichterten Stellungnahmen im Netz: «Wir sind noch einmal davongekommen.» Dafür haben wir so manches in Kauf genommen, um der gemeinsamen Sache willen. Über diesen Etappensieg freuen wir uns, wir feierten ihn für einen kurzen Augenblick. Und jetzt wollen wir wieder an die Arbeit gehen.

Unser Sieg kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass noch immer 47 Prozent den Kandidaten der extremen Rechten gewählt haben. Die Gefahr ist also nicht gebannt. Die Wurzeln des Übels sind nicht abgeschlagen. Es hat niemals eine Entnazifizierung gegeben in diesem Land. Aber die Mehrheit der Wählerinnen und Wähler hat einen blauen Präsidenten abgelehnt. Das erlaubt uns, vorsichtig optimistisch zu sein.

Van der Bellen verdankt seinen Sieg einer breiten, sehr heterogenen Allianz, der bürgerliche EU-Befürworter\_innen genauso angehören wie antifaschistische Linke. Vor allem aber verdankt er ihm dem unermüdlichen Einsatz aller jener an der Basis, die gelaufen sind und geworben haben, um einen Sieg der Rechtsextremen zu verhindern.

Dieser Sieg, um es deutlich zu sagen, ist kein Freibrief für jene, die so weiterregieren wollen wie bisher, für ein Establishment, das demokratischen Veränderungen im Wege steht. Vielmehr werden wir, die gegen den neuen Faschismus kämpfen, nun fordern, was uns zusteht.

Wir verlangen vom neu gewählten Präsidenten, der seinen Sieg auch uns verdankt, ein klares Wort gegen Abschiebungen, gegen das menschenverachtende Dublin-System; eine Zusage, dass er Notverordnungen und Obergrenzen nicht zustimmen wird. Und dass er dem Sozialabbau entgegentritt; dass er die Menschenrechte der Armen und Ausgebeuteten schützt.

Dabei machen wir uns keine Illusionen. Wir kennen seine Grenzen. Und wir sehen, wer aller zu seinem Bündnis gehört. Aber wir legen unsere Karten auf den Tisch.

Michael Genner

Obmann von Asyl in Not  
www.asyl-in-not.org

Der Außenminister dreht dem Südwind-Magazin den Geldhahn ab

## Kurz: Die EU verlangt es so ...

Die Außenminister Sebastian Kurz unterstellte Agentur der Österreichischen Entwicklungszusammenarbeit ADA (Austrian Development Agency) hat kurzfristig die finanzielle Unterstützung des Südwind-Magazins mit Ende Dezember 2016 gestoppt. Dem seit 37 Jahren erscheinenden Magazin droht damit das Aus. Südwind-Chefredakteur Richard Solder appelliert an Außenminister Kurz, die kritische Berichterstattung über internationale Politik, Kultur und Entwicklung nicht verstummen zu lassen.

Politischer Hintergrund ist wohl, dass dem smarten VP-Außenminister die ständige Kritik des Mediums an der österreichischen Entwicklungs- und Asylpolitik nervt. Ein Beispiel war das Südwind-Dossier über die Flüchtlingsfrage in einer 2015er-Ausgabe. Die Redaktion nahm Begriffe wie «illegale Migration» oder «Wirtschafts- oder Armutsflüchtlinge» aufs Korn, mit

denen Politiker\_innen wie Kurz die übers Meer flüchtenden Totgeweihten und die auf den Balkanrouten Schikanierten in richtige und falsche Asylsuchende einteilten. Klarerweise sei die Unterscheidung zwischen Migration und Flucht oft schwierig, schrieb Südwind. Soziale Desintegration in Folge von kriegerischen Auseinandersetzungen, fehlende Gesundheitsversorgung, Korruption und Klimawandel seien für die Betroffenen Grund genug, woanders Schutz und Sicherheit zu suchen.

Außenminister Kurz begründet den Förderstopp laut eines Statements des Südwind-Magazins mit dem EU-Beihilferecht. Dieses Regelwerk soll Wettbewerbsverzerrungen durch öffentliche Förderungen vermeiden. «Es ist schwer nachvollziehbar, wie die Förderung der Verbreitung von Informationen und Wissen über weltweite Entwicklungen den Handel zwischen den Mitgliedsstaaten der Europäischen

Union verzerrt», antwortet Herwig Adam, Geschäftsführer von Südwind. Mit dem Ende des Südwind-Magazins würde eine Lücke in der österreichischen Medienlandschaft entstehen.

Unterstützung für die bedrohte Zeitschrift kommt vom Institut für Publizistik: «Qualitätsvolle, das heißt selbstverständlich auch kritische, Berichterstattung über globale Zusammenhänge ist unverzichtbar für ein zukunftsfähiges und demokratisches Österreich. Gerade in Zeiten, in denen die öffentlichen Diskurse durch eine Vielzahl dubioser Quellen beeinflusst werden, brauchen Menschen verlässliche Informationsquellen mehr denn je, um sich ein angemessenes Bild zu verschaffen», unterstreicht Kommunikationswissenschaftler Fritz Hausjell die Bedeutung des Südwind-Magazins.

Petition «Herr Minister Kurz, retten Sie das Südwind-Magazin» unter  
www.suedwind-magazin.at

Sachbuch: sexuelle Befreiung, jetzt aber mal wirklich

## Feminismus? Altbewährt und gut!

In der transdanubischen Vorstadtschule war (Sie verzeihen!) «Beidl» eines der wichtigsten und demnach auch gebräuchlichsten Schimpfwörter. Man konnte es geschlechtsunabhängig auf alle Personen anwenden, als Präfix jedem beliebigen Nomen voranstellen, und es gehörte der Kategorie sanfter Vulgaritäten an: Wenn die so beschimpfte Person es gehört hat, war's auch nicht so schlimm. Wozu die Geschichte? Um zu widerlegen, was Margarete Stokowski in «Untenrum frei» behauptet: «Wenn man eine Frau beschimpfen will (...), beschimpft man sie mit ihrem Geschlechtsorgan, so als wäre das was Schlechtes. Bei Männern funktioniert das nicht, zumindest nicht auf Deutsch.»

Das ist aber schon alles, was es bei Stokowski zu widerlegen gibt. Auf rund 250 Seiten schöpft die Journalistin aus ihren eigenen Erfahrungen und denen einer Reihe anderer Frauen, um den Weg der mangelhaften Befreiung zurückzuverfolgen: Was läuft von Kindheit an in dieser Gesellschaft alles schief, dass Sexualität und Herrschaft bis zum Schluss so nahe beieinander liegen? Die Hauptthese des Buches: «Untenrum» und «obenrum» – Körper und Kopf – müssen gemeinsam befreit werden, sonst wird das nichts. Von einem Firmlehrer

erfahren wir, der Mischehen (zwischen Katholik\_innen und Protestant\_innen) verhindern will, von einem Jugendarbeiter, der ein Mädchen süß nennt und es dann vergewaltigt, von «Frauenmagazinen», die fehlerhafte Körperpflege strenger bewerten als das Missachten des fünften Gebots, von den wenigen durch die sexuelle Befreiung tatsächlich Befreiten und von den vielen Arten, wie frau allem zum Trotz zu einer selbstbewussten Sexualität und einem selbstbewussten Sein gelangen kann. Das Buch bleibt nahe am Werdegang der Autorin und ist, weil sie sich selbst mit Humor betrachtet, unterhaltsam; und es ist auch ein dreifaches Hoch auf den vielfach in Frage gestellten Feminismusbegriff: «Ich glaube, letztlich kommt meine Faszination für Feminismus, Whiskey und Bäumefällen aus derselben Ecke: Da ist etwas jahre-, jahrzehntelang gewachsen oder gereift, und dann kommen wir und fällen es oder trinken es auch, weil wir es warm haben wollen oder weil es uns schmeckt.»

lib

Margarete Stokowski: Untenrum frei  
Rowohlt 2016, 250 Seiten, 20,60 Euro



Freitag der Dreizehnte: Intervention am Praterstern

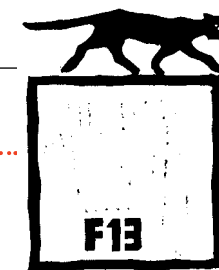
## Das umgedrehte Planquadrat

«Der dickste Fisch ging den Polizisten am Praterstern ins Netz. Dort beobachteten die Beamten einen Drogendealer und verfolgten den 18-jährigen Dealer. Der Teenager versuchte zu flüchten, doch in der Großen Stadtgutgasse war Schluss mit lustig. Die Polizisten filzten den Mann, fanden Marihuana, Cannabisharz, eine Suchtmittelwaage sowie Bargeld. Der Gefasste sitzt nun hinter Gittern.» So war es kürzlich in einem unserer Boulevardblättchen zu lesen. Es informierte auch, dass an dieser zweitägigen Planquadrat-Aktion der Wiener Polizei «weit über hundert Beamte» beteiligt waren.

Ein unabhängiger Journalist, eine nachdenkliche Journalistin hätte folgende Fragen gestellt: Was kostete diese massive Polizeiaktion gegen «unerwünschte» soziale Milieus in der Stadt? Wer beauftragte sie? Wenn ein 18-jähriger Haschischdealer der «dickste Fisch» war, den die Polizei fassen konnte: Besteht hier nicht ein krasses Missverhältnis von Kontroll-Aufwand und Kontroll-«Erfolg»? Besteht die «Sensation» dieser umfassenden Amtshandlung in der Verhaftung eines jugendlichen Delinquenten oder nicht vielmehr in der fortschreitenden Kriminalisierung eines «Suchtmittels», das in Österreich von Hunderttausenden konsumiert wird und in Ländern und Städten mit aufgeklärter Drogenpolitik längst straflos erhältlich ist? Ist die Polizei in der Verfolgung großer Verbrechen so erfolglos, dass sie einen jugendlichen Hanffreund in ihre Statistik der «dicksten Fische» stellt? Ist es ein gesellschaftlicher Auftrag an die Polizei, Jugendlichen die Existenz zu zerstören, indem man sie wegen einer Droge, die zu den flächendeckend verbreitetsten zählt, ins Gefängnis steckt? Wird sogar der Besitz einer Waage zum Delikt erklärt, mit der man zwar jedes Lebensmittel wägen kann, das aber von Polizei und Kriminaljournalist\_innen als Suchtmittelwaage definiert wird?

Ein Planquadrat, vor dem sich niemand ängstigen muss, schon gar nicht jene Menschen, die von der Polizei als «dicke Fische» gehandelt werden, inszenieren die Augustin-Verkäufer\_innen am Freitag, dem 13. Jänner im Rahmen der traditionellen F13-Aktion. Während dieses Happenings gibt es Konzerte des Stimmgewitter Augustin vor den Überwachungskameras am Bahnhof Praterstern. Leserinnen und Leser des Augustin sind herzlich eingeladen, mitzumachen. **Treffpunkt: 13. Jänner 2017, 13 Uhr vor dem Haupteingang des Bahnhofs Praterstern.**

R. S.



## Gedicht gegen die Diktatur

Tag und Nacht überwacht!  
Kontrollsysteme, dass ich mich nicht schäme?  
Kamera hier, Kamera da,  
filmt sie mich, ich weiß es ja.  
Können sie auch meine Gedanken lesen,  
wo bin ich denn schon gewesen ...  
Was habe ich vergessen, vergessen!  
Warum ziehe ich was Blaues an?  
Hallo, siehst du mich,  
so fängt es an.  
Ich bin nicht gegen Kontrolle,  
aber für Vertrauen,  
Nicht gegen Sicherheit,  
aber ein Überwachungsszenario,  
wo jeder alles weiß,  
sogar wie ich heiße,  
wo ich wohne,  
was ich gerade mache  
das ist so eine Sache.  
Unsicher wird man,  
ängstlich zugleich,  
Unsicherheit am Tag,  
unsicher zur Nacht.  
Wenn es ganz ruhig wird,  
ist es besonders dumm.  
Das ist die Ruhe vor dem Sturm.  
Dumm stumm. Vorurteile?  
Ah, brumm, ächz.  
Ich verkauf nicht mein Leben am Wochenende.  
Ende.

Getextet vom Autor und Augustinverkäufer Andi  
Kleinhanzl aus Anlass der F13-Aktion gegen die  
Vertreibung von Randgruppen aus dem Praterstern.

## VOLLE KONZENTRATION

## Handbuch für ein Leben ohne Auto

Das deutsche Pendant zum Autoverkehrs-Gegner Hermann Knoflacher heißt Bernhard Knierim. Der Wiener Promedia-Verlag hat nun sein Werk «Ohne Auto leben. Handbuch für den Verkehrsalltag» herausgebracht. Knierims These: Kein eigenes Auto zu haben ist nicht nur Verzicht, sondern auch Gewinn. Die Beweisführung gelingt ihm ohne weiteres. Nun habe ich eben gelesen, dass in autoritären muslimischen Gesellschaften, wo sich die Staatsreligion in die Angelegenheiten der zwischenmenschlichen Beziehungen einmischt, Frauen ein eigenes Auto brauchen. Im Stau steckend, können sie mit dem Nachbarn unkontrolliert flirten; andere Gelegenheiten sind rar. Von diesem Kollateral-Nutzen der Automobilität (bzw. der negativen Automobilität, wenn von den Teheraner Megastaus die Rede war) abgesehen: Das Buch liefert praktische Argumente für ein autofreies Leben und enthält konkrete Anleitungen für dessen Umsetzung. Wie organisiert man den Alltag ohne Auto, wie den Einkauf, wie kann man Ausflüge oder den Urlaub komfortabel autofrei gestalten? Wie kommt man an ein Auto, wenn man doch einmal eines braucht, welche anderen Verkehrsmittel bieten sich für welchen Zweck an? Die politische Dimension des autofreien Lebens kommt in Knierims Buch aber ebenso zur Sprache. Der Autoverkehr erhält noch immer viele staatliche Förderungen, und die Alternativen sind oft nicht so einfach zugänglich und nutzbar, wie es wünschenswert wäre. Daher fehlen in Knierims Betrachtungen auch nicht die politischen Forderungen, um ein Leben ohne Auto einfacher und attraktiver zu machen. R. S.

## Tricky Dickys Skizzenblätter





Dannebergpredigt

Liebes Christkind!

Meinen Brief an dich schreibe ich mit der Hand. Sicher ist sicher. Ich weiß ja nicht, welche Shitstorms mein elektronisches Wünschen nach sich zieht. Die gemeldeten Hasspostings werden in Österreich von Facebook, Twitter und YouTube ja nur zu 20 Prozent gelöscht. Der Rest bleibt im Netz. Mein Wunsch an dich wäre also: Bitte Sorge dafür, dass Hass, Bedrohungen und Falschmeldungen aus dem Äther verschwinden. Du hast doch einen guten Draht zu Papst Franziskus. Und der meinte auch (im belgischen Magazin «Tertio»), neue Medien hätten kein Recht dazu, Menschen zu diffamieren. «Sie können von Rufmord verseucht werden und Menschen verleumden und beschmutzen, vor allem in der Welt der Politik.»

Die sozialen Medien nennen sich ja nur so. Ich finde es alles andere als sozial, wenn Facebook-Chef Mark Zuckerberg mit seinem Milliardenkonzern den Umsatz um 59 Prozent auf 6,4 Milliarden Dollar steigert und fast keine Steuern dafür zahlt. Bisher versteuerte Facebook seine Einnahmen aus dem britischen Werbegeschäft in Irland, wo das europäische Hauptquartier des Konzerns angesiedelt ist. Dort musste Facebook lediglich 12,5 Prozent Körperschaftssteuer auf seine Firmeneinnahmen bezahlen. Auch Apple, Google und viele andere internationale Großkonzerne nutzen Steueroasen als kostenlosen Parkplatz für ihre Milliardengewinne. Die politische Klasse schafft mit ihrer neoliberalen Politik die gesetzlichen Voraussetzungen dafür.

Für E-Banking-Überweisungen brauche ich ab Jänner ein mobiles Endgerät, einen Internetzugang, eine App oder ein SMS-fähiges Handy, sagt mir meine Bank. Der Weg zur Post mit dem Zahlschein ist ohnehin mühsam, weil etliche Postämter geschlossen wurden und vieles neoliberal an Subunternehmen ausgelagert ist. Der kleine Greißler am Land ist nun Postpartner. Auch viele Briefkästen wurden in meiner Gegend abmontiert. So bleibt mir nichts anderes übrig, als meinen Brief an dich doch elektronisch abzusenden, auch auf die Gefahr hin, dass auf meinen größten Wunsch viele Shitstorms folgen: Liebes Christkind! Schaffe bitte den Kapitalismus ab und lass den steigenden Reichtum jenen Menschen zugutekommen, die ihn durch ihrer Hände Arbeit schaffen.

Bärbel Danneberg



Foto: Robert Sommer

Berlin: Legt sich der neue Staatssekretär mit Investor\_innen an?

Rot-rot-grünes Holm-Experiment

Andrej Holm, der Stadtsoziologe aus Deutschland, der profilierte Kritiker neoliberaler Wohnungspolitik, ist oft in Wien gewesen. Immer hat er für Denkpulse gesorgt, und seine Vorträge erleichterten kritischen Beobachter\_innen der Wiener Stadtentwicklung, das Phänomen der Gentrifizierung zu durchschauen. Ein Beschluss der Linkspartei, die zusammen mit der SPD und den Grünen die Stadt Berlin regiert, hat Freund und Feind verblüfft: Der Privatisierungsgegner Holm wird Berliner Staatssekretär für Wohnen.

Das ist, wie wenn die rotgrüne Stadtregierung in Wien die Redaktion der neoliberalismuskritischen Zeitschrift für Stadtentwicklungsangelegenheiten, «derivé», zum offiziellen Beraterteam für Wohnungspolitik, Mietenpolitik und Stadtplanung bestellen würde. Selbst Chefredakteur Christoph Laimer wäre aus dem Häuschen. Abgesehen davon, dass außer dem Augustin niemand in Wien auf so eine Idee kommt, müsste Laimer sich als Erstes mit der Irrmeinung auseinandersetzen, dass es in Wien so etwas wie Gentrifizierung (darunter versteht man die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel durch das Immobilienkapital, die zu einer Verdrängung der armen Familien aus dem Viertel führt) nicht gäbe. Es zirkulieren nämlich drei Lügen über die Gentrifizierung in dieser Stadt: Erstens, dass der soziale Wohnbau in Wien, zweitens, dass das Programm der «sanften Stadterneuerung», drittens, dass das österreichische Mietrecht die Gentrifizierung verhindere. Dazu bitte nachlesen in «derivé».

Auch in Berlin sei die Gentrifizierung sanfter als etwa in London, wird Holm entgegengehalten. Andrej Holm weist aber darauf hin, dass es in Berlin – wie auch in Wien – zwei Muster der Gentrifizierung gibt – eine sichtbare und eine unsichtbare. Die sichtbare ist das Modell Spittelberg (Wien) – Prenzlauer Berg (Berlin). Hier kam es zu einem Bevölkerungsaustausch: Reich rein, Arm raus. Das zweite Muster ist am Yppenplatz (Wien) oder in Wedding (Berlin) zu analysieren: Bobos ziehen zu, aber die Migrant\_innen scheinen zu bleiben. Des Rätsels Lösung: Letztere überleben die gestiegenen Wohnpreise NOCH durch Überbelegung ihrer Wohnungen.

«Leider gab es in den vergangenen Jahren von politischer Seite kein Interesse, sich mit Eigentümern, Investoren und Spekulanten anzulegen. Im Glauben an die angeblichen Segnungen des Wachstums war die Angst davor, Investoren abzuschrecken, größer als die Bereitschaft, die Spekulation auf steigende Mieten und Umwandlungsgewinne einzuschränken», hat Holm in einem Interview vor der Bestellung zum Staatssekretär gesagt. Seine Wiener Freund\_innen hoffen, dass das parlamentarische Getriebe nicht ihn, den radikalen Quereinsteiger, ändert, sondern, umgekehrt, dass ER die Wohnungspolitik ändert. Die Feinde seiner antikapitalistischen Urbanitäts-Utopien sind bereits angetreten, ihn zum Unsicherheitsfaktor zu erklären: Die in dieser Hinsicht «verlässliche» Tageszeitung «Welt» sieht in Holm die «Verkörperung von stalinistischer Tradition und neuer Militanz».

Robert Sommer

1	2	3	4			5	6	7	8	9	10
11					12						
13			14	15						16	
17		18					19				
20				21						22	
				23			24		25		
26	27										
28							29				
		30	31	32		33					
		34								35	
36				37			38	39			
		40				41					

**WAAGRECHT:** 1. so etwas wie eine Standpauke bzw. moralische Anweisung, wie er/sie sich verhalten soll, um nicht anzuecken 11. sehr kämpferisch, das nordische Göttergeschlecht 12. altes Wiener Kaffeehaus – gleich hinter dem Rathaus – wurde soeben renoviert: gemütlich! 13. steht für römisch-katholisch 14. sich plagen, sich schinden, sich anstrengen 17. sozusagen ein Synonym für haptisch, oder? 19. macht frau für jemanden mit den Kastanien – aus dem Feuer – gefälligerweise 20. echt verrückt 21. sparst du in der Zeit, machst sie erfinderisch 22. so ist ein halber Depp 23. Geh heim!, aber nur kurz 24. Kamele peilen sie an – welch Glück! 26. es gibt sogar einen Bundesverband: Tanzen ab der Lebensmittel 28. abbrev. für den Internationalen Schiverband 29. sie kocht noch immer mit Freude: Chili küsst Tomate 30. unvernünftig und naiv, der Tor – ziemlich verkehrt 34. fast gleiche Eigenschaften haben 35. ungelegt kann frau es kaum schaumig schlagen 36. jener von Hippokrates formuliert die ärztliche Ethik 37. beginnende Agilität 38. immer und so und drei Tage 40. sprichwörtlich sind guter Wille und sie die Eltern des Glücks 41. Mensch lebt ohne feste Beziehung im Gegensatz zu einem Album

**SENKRECHT:** 1. die Lichterumzüge «Ich geh mit meiner Laterne» haben diesen Brauch ziemlich abgelöst 2. der Maler Kokoschka trug denselben Vornamen, wie der Philosoph Negt ihn trägt 3. macht aus der Aktion eine Gegenaktion 4. beinhaltet jeder Fanatismus 5. auch so kann Maria genannt werden 6. der Huf des Hirschfamilien-Mitglieds wurde früher zur Abwehr des bösen Blicks getragen 7. das Ergebnis der Tätigkeit von Schauwerbegestalter\_innen 8. Wildwasserpaddler\_innen und Angler\_innen lieben den Nebenfluss der Drau 10. das muss frau besorgen, wenn sie einen duftenden Adventkranz binden will 15. geselliges Zusammensitzen ist bei diesem Glücksspiel ein netter Nebeneffekt 16. viel zu schnell und viel zu viel, wenn man es tut wie ein Wasserfall, und Schweigen ist Gold 18. neben Hermannstadt war auch diese Stadt lange Zeit kulturelles und wirtschaftliches Zentrum Siebenbürgens 24. Einer, der Gütes mitbringt, ist besser als eine Tante, die nur Klavier spielt: lieber ein Geschenk als gute Worte! 25. sehr vornehm und elegant: in ihm und Seide gewandelt 27. liegt in der Heide und der Weide 31. wenn alle Bräuche aufhören – auch schade! 32. sozusagen online tratschen 33. vietnamesisch das Sprichwort: Der Reiche verkauft ihn, der Arme seine Kinder 35. ziemlich schnell, der Bote, etwas schneller, der Zug 39. meist aus Kostengründen gewählte Wohnform in Kurzform

**Lösung für Heft 425: HERUMTREIBER Gewonnen hat Karl SCHWAIER, 1100 WIEN**

**W:** 1 HÖFLICKEIT 11 EUROSCHIEB 12 RIO 13 ARKTIS 15 TT 16 EMU 17 UN 18 POPMUSIK 21 KURZATMIG 23 ZP 25 PROGR 26 ENG 27 IHR 29 INES 31 EITELKEIT 33 HM 35 HOT 36 KURBAD 38 EL 39 HAM 40 EDITH 42 NEID 43 URTEIL

**S:** HERAUSZIEHEN 2 OUI 3 EROTIK 4 FO 5 LSD 6 IC 7 CHAMPAGNER 8 KIK 9 ENT 10 TAS 14 IRIGNAH 16 EZOIKUM 18 PRR 19 UM 20 SIE 22 UP 24 PHIOLE 28 RTT 30 STADT 32 LKA 34 MEHL 37 DIE 39 HD 41 TI

Einsendungen (müssen bis 23. 1. 17 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN, oder verein@augustin.or.at

I  
D  
N  
A  
A  
K  
I  
R  
E  
S



**Widder 21. 3.–20. 4.**

Du blickst aus dem Fenster, und Rilkes Gedicht «Herbsttag» kommt dir in den Sinn: «Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr. Wer jetzt alleine ist, wird es lange bleiben.» Darum beschließt du, deinen Lieben wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken und ihnen zu zeigen, dass du sehr wohl weißt, was du an ihnen hast.



**Krebs 22. 6.–22. 7.**

Es ist schon seltsam mit dem Altern. Jetzt, wo du doch objektiv um einiges älter bist als vor einigen Jahren, drängt es dich stärker nach Veränderungen. Ja, man könnte sogar sagen, dass du abenteurolustiger geworden bist. Nur zu, stürz dich hinein! Aber lass auch das Alter zu seinem Recht kommen: Mach es mit Bedacht und gut vorbereitet.



**Waage 24. 9.–23. 10.**

Es erstaunt dich immer wieder, wie oberflächlich der Diskurs über Eliten geführt wird. Das Einzige, was die ganzen Gscheitwascheln der rechtspopulistischen Kritik an Eliten entgegenzusetzen haben, ist, Eliten zu verteidigen. Anstatt herauszuarbeiten, wo die Kritik berechtigt ist, wo nicht, wie Machtklüngel entstehen und wie sie bekämpft werden können. Alles muss man selber machen!



**Steinbock 22. 12.–20. 1.**

In Graz gibt es im Februar Gemeinderatswahlen, weil sich die Gemeindeführung in ein Kraftwerksprojekt verrannt hat und Bürger\_innenbeteiligung nur erwünscht ist, wenn sie von oben verordnet wird. Du nimmst das als Warnung für alle, die sich in der Nähe der Macht befinden. Rechtzeitig von dieser abzurücken, wenn die Zeichen auf Untergang stehen.



**Stier 21. 4.–20. 5.**

In den letzten Tagen geht dir immer wieder die Frage nach persönlicher Verantwortung durch den Kopf. Wie viel Mitschuld hat man, wenn man eine negative Entwicklung zwar nicht befeuert, aber auch nichts dagegen unternimmt? Wie viele Minuspunkte gibt es fürs Wegschauen? Solche Gedanken kannst du dir sparen! Steh einfach auf, wenn du meinst, dass jemand aufstehen sollte.



**Löwe 23. 7.–23. 8.**

Du bist zwar nicht mehr ganz tafrisch, aber die Zeit, sich in die weichen Kissen zu lehnen und den Herrgott einen guten Mann sein zu lassen, ist für dich noch eine ganze Weile nicht gekommen. Da ist noch einiges, das von dir fordert, die Ärmel hochzukrempeln und anzupacken. Such dir aber ein paar Leute, die dir helfen, sonst wirst du noch ein alter Grantscherben.



**Skorpion 24. 10.–22. 11.**

Privat und auch politisch kennst du dich aus. Eigentlich schon ein bisschen zu gut, denn die Sachen beginnen dich zu langweilen. Ein klares Zeichen, um zu neuen Ufern aufzubrechen und neues Terrain zu erkunden. Mach dich wieder zum Lehrling! Nutze die stillen Tage um den Jahreswechsel, um Pläne zu schmieden.



**Wassermann 21. 1.–19. 2.**

Natürlich ist der Winter nicht mehr das, was er einmal war. Auch Schweinebraten, Punschstände und Freundschaften sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Aber, und da liegt der Hund wohl begraben, du bist auch nicht mehr das, was du einmal warst. Übe dich daher in Nachsicht mit allem, was dich umgibt. Dann wird man vielleicht auch dich gnädig betrachten. Vielleicht!



**Zwilling 21. 5.–21. 6.**

Es ist die finsterste Zeit im Jahr, und das schlägt sich natürlich auch auf dein Gemüt. Seit du gelernt hast, dem Weihnachtsstress auszuweichen, beschleicht dich der Gedanke, dass er doch eine Funktion hat: Man kommt nicht allzu viel zum Denken. Diesen Schutz hast du nun nicht mehr. Also denk dir was aus, wie du da wieder rauskommst.



**Jungfrau 24. 8.–23. 9.**

Du musst dich mehr um Beziehungen kümmern! Alles recht und schön, wie du dir dein Leben eingerichtet hast, aber so verkümmert du auf hohem Niveau. Eh nett, wenn man unabhängig ist und nicht zu viele Verpflichtungen hat, aber Leben ist das keines. Zumindest keines, das Energie aus sich selbst schöpft. Lass Freundschaften wieder die Brennkammer deines Lebens werden.



**Schütze 23. 11.–21. 12.**

Alle reden von der Gefahr der Algorithmen. Dass sie uns demnächst in unsere Echokammern und Bubbles sperren werden. Was aber dabei niemand bedenkt, ist, auf wie viele unbekannte und fremde Welten man bei Familienfeiern stößt. Weihnachten, Omas Geburtstag und Kindertaufen sind ein Gegengift, dem die digitale Welt noch (lange) nicht gewachsen ist.



**Fische 20. 2.–20. 3.**

Du freust dich, wenn sich das Leben alljährlich zu Jahresbeginn ein wenig einbremst. Vieles zählt sich einfach nicht mehr aus, es noch anzugehen. Für anderes ist es schon zu spät, und wieder anderes lässt man lieber gleich bleiben. Übertreibe es aber nicht, sonst kommen die Kolleg\_innen noch auf die Idee, dich ganz einzuspinnen. Und dafür bist du noch nicht bereit.

A  
S  
T  
R  
O  
S  
H  
O  
W

## Am Judenplatz: Bilderausstellung von Adolf Frankl in Gefahr Denkmal als Spiegel der Synagoge

Ein Denkmal für Shoah-Opfer, die österreichweit einzige Bilderausstellung eines Auschwitz-Überlebenden, das Museum und die Reste einer mittelalterlichen Synagoge machen derzeit den Wiener Judenplatz aus. Das Ergebnis ist eine Mischung von Kunst mit archäologischen Funden. Was fehlt, sind Übergänge zu anderen Orten der Stadt – wie zum künftigen, enorm geschrumpften «Haus der Geschichte». Von Kerstin Kellermann (Text), Mehmet Emir und Haiku Kilian Kupries (beide Fotos).

Das Podest mit Lesepult, rote zerbrochene Ziegelsteine, das Fundament des Tora-Schreines, die Frauen Schul, die Männer Schul. Durch einen langen Betongang kann man, vom Museum am Wiener Judenplatz aus, unter das Denkmal von Rachel Whitehead gehen und die Fundamente einer mittelalterlichen Synagoge besichtigen. Brauner, flacher Plafond unter der Erde, Gitterboden, braune Wände, Steinreste. Erst im Jahre 1995 wurden die Fundamente dieser alten Synagoge entdeckt, die schon 1420 zerstört worden war. Herzog Albrecht der Fünfte hatte sämtliche Wiener Juden und Jüdinnen gefangennehmen lassen und wollte sie zur Taufe zwingen. Alle, die sich widersetzen, wurden verbrannt.

Das Denkmal für die im Holocaust ermordeten österreichischen Jüd\_innen der in London lebenden Rachel Whitehead ist oberhalb der Erde unzugänglich, denn es zeigt nach außen gedrehte Bücher und eine verschlossene Türe. Meter darunter in der Erde befindet sich wie ein Spiegel die zerstörte Synagoge, von der ein Modellbau im Museum gezeigt wird. Nach einem Plan von 1421 reichte das ehemalige Judenviertel vom Tiefen Graben bis zu Maria am Gestade, vom Judentor bis zum heutigen Seitzerhof. In der Mitte befand sich der Schulhof. Das sehr schöne Wiener Uhrenmuseum mit seinen «Laterndl-Uhren», «Zaplern» oder den «Skeletttaschenuhren» hat heute noch die Adresse «Am Schulhof 2». Siebzig zweistöckige Häuser voll mit 800 Jüd\_innen zählte die mittelalterliche Gemeinde. Herrscher hatten die Geldleihe zur Bedingung der Ansiedlung gemacht. Die Synagoge aus Holz war eine der größten Europas. 600 mittellose Jüd\_innen wurden bei dieser «Wiener Gesera» vertrieben, 200 reiche verbrannt. Herzog Albrecht schenkte die Häuser seinen Günstlingen. Die Synagoge wurde geschliffen, und so entstand der heutige Judenplatz. Erst sieben Jahrzehnte nach dieser Vernichtung siedelten sich wieder Jüd\_innen in Wien an.

### Geschrumpftes Haus der Geschichte

«Hier befinden wir uns im Jordanhaus, das oben ein gotisches Relief zeigt, mit ziemlich antisemitischem Text über die «furchtbaren Verbrechen

der Hebräerhunde», die 1421 durch die «Flamme des Hasses gesühnt» worden wären», erzählt Thomas Frankl, der Betreiber des «ArtForums» am Judenplatz 2. «Inzwischen gibt es eine zusätzliche Tafel auf der Ecke vorne, die von Kardinal König enthüllt wurde. Auf der steht «Kiddusch HaSchem», also «Heiligung Gottes». Seit zehn Jahren zeigt Thomas Frankl in den ArtForum-Räumen die Bilder seines Vaters her, des Auschwitz-Überlebenden Adolf Frankl. Er redet persönlich mit den internationalen Besucher\_innen, macht kleine Führungen. Ein riesiges, zeichnerisches und malerisches Werk erschuf der in seiner Familie als «Dolfi» benannte Adolf Frankl – die einzige Einzelausstellung eines Holocaust-Überlebenden und Künstlers in Österreich. Zehn Jahre hielt Thomas Frankl sich an diesem zentralen Platz, in dem Lokal, das seine «liebe Frau Inge» fand, und brachte das Erbe seines Onkels durch, um die hohen, monatlichen Kosten zu tragen. Nun ist sein Erbe beinahe aufgebraucht. Frankl wird im nächsten Jahr schließen müssen – «außer das ArtForum wird, und das sollte der Fall sein, von verschiedenen staatlichen, städtischen und privaten Stellen gefördert. Ich stelle mich gerne ehrenamtlich als Zeitzeuge und Sohn des Künstlers zur Verfügung, damit ich die Werke ein bisschen erklären kann. Wir sind aber überzeugt, dass die Besucher aus den Werken selbst lesen können». Kunst- und Kulturminister Josef Ostermayer, mit dem über Empfehlung von Ex-Bundespräsident Fischer positive Verhandlungen geführt wurden,



Fotograf und Augenarzt Zwi Stein ist der Erste, für den die Bilder von Adolf Frankl im ArtForum abgehängt wurden



Das ArtForum ist den Bildern des Auschwitz-Überlebenden Adolf Frankl gewidmet und wird von dessen Sohn Thomas (siehe Foto) geleitet



Fortsetzung von  
Seite 19:  
Denkmal ...

Ein  
Übergang von Rachel  
Whitereads Mahnmal  
am Judenplatz  
zu anderen Orten in  
der Stadt – wie dem  
künftigen «Haus der  
Geschichte» – fehlt



wurde von einem Tag auf den anderen als Minister abberufen. Mit seinem Nachfolger steht ein Termin noch aus. «Minister Ostermayer kam später noch auf dem Fahrrad zu uns und empfahl uns, mit dem Historiker Oliver Rathkolb, der das Haus der Geschichte konzipiert, Kontakt aufzunehmen. Wir werden ein oder zwei Bilder für das neue Haus der Geschichte widmen.» Eigentlich sollte das Haus der Geschichte aber nicht nur ein paar narrative Bilder erhalten, sondern eine eigene Abteilung für Kunst besitzen, damit es nicht zu einer staubtrockenen Angelegenheit wie zum Beispiel das NS-Dokumentationszentrum in München wird. Viele Menschen werden eher über Bilder angesprochen als über Texte. Das ambitionierte Haus der Geschichte ist aber inzwischen mordsmäßig geschrumpft und zwar auf drei große Räume in der Neuen Burg. Weder die Sammlung alter Musikinstrumente noch die seltsame, riesige Ritter-Aufstellung müssen weichen. Außerdem ist nur noch die Rede von einer zweijährigen Sonderausstellung zu den Republik-Feierlichkeiten. Ansonsten wird die österreichische Geschichts-Debatte auf die Errichtung eines Neubaus verschoben.

#### Worte auf Papier

Gelächter, Musik von bolivianischen Indigenen, Gläsergeklirr. Thomas Frankl hat das allererste Mal in zehn Jahren sein langgestrecktes ArtForum ausgeräumt,

die Bilder seines Vaters abgehängt und Platz für die internationalen Fotos von Zwi Stein geschaffen. Nun schauen Emus und Strauße, Fiaker-Kutscher oder Orthodoxe vor der Klagemauer in Jerusalem von den Wänden herunter. Kurzerhand wurde im Vorraum des Jordan-Stiegenhauses das Buffett untergebracht, und die zahlreichen Besucher\_innen lärmten fröhlich vor sich hin. Ein Sohn von Ernst Fuchs sitzt genüsslich auf einem Schemel und breitet seine Theorien über ein «Bilder-verbot» aus. Fotograf und Augenarzt Zwi Stein erzählt von Haifa. Lebendiges jüdisches Leben, das dringend mit den Shoah- und Holocaust-Erinnerungen und Monumenten gemischt gehört. Der Holocaust «gehört» bewusst in der Gegenwart mitbetrachtet, wie es alle Nachfahren automatisch tun und müssen. Die Shoah muss an die Gegenwart herangeholt werden und darf nicht im Dunkel der Geschichte verschwinden. Denn sonst bleiben die Kinder und Kindeskinde alleine übrig.

Eventuell ist dieses neue Format, zeitgenössische Künstler\_innen an Bord zu holen, eine Serie, die Thomas Frankl in Zukunft spielen wird – sein ArtForum für andere Künstler\_innen öffnen. «Über 250 Gemälde nur zum Holocaust sind von meinem Vater erhalten, dazu über 1000 Zeichnungen. Sein Werk zu zeigen ist eine wichtige Aufgabe für die Zukunft, weil gerade wieder viel Unrecht von Unmenschlichen initiiert und ein Teil der Menschen

zum Argen verführt wird», sagt Thomas Frankl. «Vater hat selten gesprochen, seine Worte finden sich auf dem Papier seiner Bilder.» Eine einzigartige Bildersammlung. «Ich bin ja nicht unparteiisch», lacht der Überlebende, der in Bratislava/Pressburg geboren wurde und, mit anderen jüdischen Kindern bei Nonnen versteckt, in der NS-Zeit am Leben blieb. «Simon Wiesenthal zeichnete auch, aber es gibt wenige Überlebende, die so ein Konvolut an Werken erschufen. Unser Freund Max Mannheimer (Überlebender von fünf Konzentrationslagern und abstrakter Maler nach Kandinsky, Anm.) ist ja vor Kurzem verstorben. Vater hatte doch Kunst studiert und kam als Erwachsener nach Auschwitz. Mit 41 Jahren wurde er deportiert. Auschwitz vernichtete bei den meisten Überlebenden die Kreativität, deswegen sind Vatis Bilder so ein Wunder.»

Dann verfügen wir uns auf eine Melange und ein Glas Milch ins lärmige Café Hawelka, über dem die Flüchtlingsfamilie Frankl jahrelang lebte, nachdem sie aus dem Flüchtlingslager im Rothschild-Spital in Wien Währing ausziehen durfte. «Der Hawelka hat uns oft umsonst essen lassen. Vater saß da und rauchte und zeichnete. Er nahm das als Pflicht, über den Holocaust zu berichten, weil er das mit seinen Zeichnungen auch konnte. Es ließ ihn nicht los. Von der Befreiung bis zu seinem Tod im Jahre 1983 litt er unter ständigen Angstzuständen.» ◀



**Stiefelparade**  
für jede fesche Wade  
Unsere Stiefel gehören zu  
den Besten am Markt. Nur  
manchmal ist selbst gut nicht  
gut genug. So Stiefel müssen  
auch was hermachen. Diese  
Stiefel tun das. Try and feel.

#### GEA Wien

1010 Himmelpfortgasse 26 (Schuhe & Taschen, Möbel & Matratzen), 01/5121967

1080 Lange Gasse 24 (Schuhe & Taschen), 01/4083626

1080 Lange Gasse 31 (Möbel & Matratzen), 0664/88504016

1070 Kirchengasse 24 (Schuhe & Taschen), 01/5225570

1210 Am Spitz 2 (Schuhtrafik), 01/2700810

GEA | Waldviertler | Schuhe & Taschen | Möbel | Naturmatratzen | GEA Akademie | brennstoff

34 × Österreich | 19 × Deutschland | 1 × Schweiz | [www.gea.at](http://www.gea.at)



<http://adolf-frankl.com/art-forum-am-judenplatz>

Ein Interview mit Thomas Frankl über seinen Vater im Online-Heftarchiv: [www.augustin.or.at](http://www.augustin.or.at) (Rubrik «Zeitung», 2013, Nr. 342, Seite 23)

Ein Pirschgang durch das vernachlässigte Sopron

# Räudig, gfäud und ausrangiert

Ein großer Theoretiker und Praktiker der Flanerier ist Friedrich Achleitner. Er regt zu «Pirschgängen» an, die die Augen öffnen «für das Unbeschreibbare, das Leere, das Liegengelassene, das Ausrangierte, das sich einem Nutzen Verweigernde, das Kaputte, das Schräge». Robert Sommer (Text und Fotos) testete, ob Sopron ein guter Pirsch-Ort wäre ...



Die Antwort ist eindeutig positiv. Mit vielen historischen Städtchen und Städten Mitteleuropas hat Sopron das Phänomen gemein, dass die schmucken historischen Stadtzentren, die die Altstadterhaltungsgelder absorbieren, eine Achtsamkeit der Stadtgesellschaft gegenüber dem kulturellen Erbe ihrer Stadt versprechen. Mit dieser Achtsamkeit ist es jedoch schon vorbei, wenn man sich die ersten Straßen anschaut, die unmittelbar aus dem Zentrum hinausführen. In Sopron liegt das Ausrangierte, Kaputte, Gfäude ganz nah der Altstadtidylle, die fast zur Gänze aus denkmalgeschützten Gebäuden besteht. Man braucht beispielsweise nur die Haustore zu öffnen, um in einer ganz anderen Art der Idylle zu landen: in der Idylle der Unordnung, die bleibt, wie sie ist, weil kein Forint sie vom Unort-Status befreien wird, weder ein Hauseigentümer-Forint noch ein Stadtbudget-Forint.

Zum Öffnen der Haustore – braucht man da nicht Schlüssel? Der gelernte Wiener, die informierte Wienerin weiß, dass die Innenhöfe der vormodernen Stadt geschlossen sind und dass die Pirschgänger\_innen im Sinne Achleitners, wenn sie einen Blick in diese Weichteile der Stadt riskieren wollen, einen Zufall benötigen, zum Beispiel Bauarbeiter, die etwas zu schaffen haben im Hof und deswegen das Tor temporär offen lassen müssen. Die gefühlte Unsicherheit, die in Wien dank der Flut an Mord- und Totschlags-Daten grassiert, hält die Tore geschlossen, anders als in Sopron, wo man in vielen Gebäuden keinen Schlüssel braucht, um den Innenhof zu inspizieren. Muss man in Sopron weniger Angst haben vor unbefugten Eindringlingen auf der Suche nach Verwertbarem? Wir glauben da unbedingt dem österreichischen Außenministerium, das Wien und Sopron in dieselbe Sicherheitsstufe 1 (von insgesamt 6 Stufen) kategorisiert. Note 1 steht für einen «guten, mit Österreich vergleichbaren Sicherheitsstandard». Übrigens sollte sich das Außenministerium mit dem Innenministerium absprechen, denn letzteres erweckt den Eindruck, als habe die «Flüchtlingswelle» den Sicherheitsstatus zum Negativen verändert. Aber das ist ein anderes Thema ...

Die Soproner\_innen, die mit und in diesen Innenhöfen leben, brauchen sich auch nicht davor zu fürchten, dass in Zukunft Horden von Achleitner-Schüler\_innen sich vor den versteckten, aber unversperrten Unorten

der zentrumsnahen Altstadt die Haustorklinken in die Hand drücken. Der durchschnittliche Wiener, die normale Wienerin hat hier andere Bedürfnisse. Der Name Sopron (ausgesprochen: Schopron) leitet sich zwar nicht von Shopping ab, aber die ungarische 60.000-Einwohner-Stadt, rund 70 Kilometer südlich von Wien, wird von den meisten Wiener\_innen als Einkaufstadt wahrgenommen. Attraktiv ist sie auch als Stadt der falschen Zähne. Zwei Millionen potenzielle Zahnwehpatient\_innen rund 70 Kilometer nördlich von Sopron haben zu einer Zahnarzt-Dichte in der Grenzstadt geführt, die weltweit möglicherweise einzigartig ist.

## Schmuddelige Innenhöfe

Wäre Sopron im Burgenland geblieben, würde die Mehrheit seiner Bevölkerung – wie auch schon vor dem Ersten Weltkrieg – deutsch sprechen und die Ärztedichte entspräche dem aktuellen burgenländischen Standard, wäre also skandalös niedrig. Die Tore wären in einem österreichisch gebliebenen Ödenburg (so heißt Sopron auf Deutsch) wohl öfter geschlossen. Doch bekanntlich haben die Ödenburger\_innen, trotz der Dominanz der Deutschsprachigen, sich in einer Volksabstimmung 1921 für einen Verbleib in Ungarn ausgesprochen. Aus der Perspektive der ungarischen Geschichtsschreibung haben viele Deutsche für Ungarn gestimmt, weil sie sich bessere Lebensverhältnisse versprochen; aus amtlicher österreichischer Sicht ist die Wahl unter Bedingungen der Einschüchterungen der deutschsprachigen Bevölkerung abgelaufen, die später nach dem Zweiten Weltkrieg, wie die Sudetendeutschen, aus ihrer Heimat vertrieben wurden.

Dass leidenschaftliche Pirschgänger\_innen in Achleitners Sinn die Parallelität der auseinanderklaffenden Idyllen – hier die Postkarten-Idylle des gepflegten historischen Zentrums, dort das Flair der schmuddeligen Innenhöfe – erleben können, ist geopolitischen Umständen zu verdanken. Sopron blieb vom Kapital, das die Altstadt modernisieren hätte können, verschont. Wäre es anders gekommen, wäre der Flaneur im Dienste des Augustin auf etlichen Überwachungskamerafilmen zu sehen, ohne je einen der räudigen Ödenburger Innenhöfe kennengelernt zu haben. ◀





Wiens Fußballplätze (23): der Maurer Platz

## Untadelige Sportsmänner

**Mauer liegt im Süden von Wien.** Eine traditionelle Weingegend, mit etlichen Heurigen. In kongenialer Nachbarschaft der Fußballverein des Bezirks, die Union Mauer. Von Wenzel Müller (Text und Fotos).

Nach dem Spiel ist vor dem Spiel, eine Gesetzmäßigkeit, die auf allen Fußballplätzen der Welt gilt. Auf dem Maurer Platz kommt eine weitere hinzu: Nach dem Spiel erst einmal ein Glaserl Wein, zumindest gilt das für die VIP-Mitglieder. Den Wein spendieren traditionell die umliegenden Heurigen, bei jedem Heimspiel ist wieder ein anderer an der Reihe. Die Verantwortlichen der Union Mauer lassen sich nicht lumpen, sie revanchieren sich mit regelmäßigen Gegenbesuchen. Eine Hand wäscht die andere, so kommt jeder auf seine Kosten, eine klassische Win-Win-Situation. Nur gemeinsam ist man stark. Oder anders ausgedrückt: Der Fußballklub ist gut eingebunden in den Bezirk, eine traditionelle Weingegend.

Liegt es am Wein? Wohnt ihm ein geheimer Zauber inne? Geht von ihm eine segensreich friedensstiftende Kraft aus? Oder wie ist sonst zu erklären, dass die Union-Mauer-Fußballer eben mit Pauken und Trompeten untergegangen sind, mit 0:6 gegen SC Ostbahn XI, in ihrem letzten Heimspiel vor der Winterpause – aber bei den Vereinsmitgliedern im VIP-Raum überhaupt kein Murren, kein Klagen zu vernehmen ist? Trainerdiskussion? Fehlanzeige! Man erhebt das Glaserl und freut sich des Beisammenseins. Ja, wäre die Union soeben Champions-League-Gewinner geworden, die Stimmung hätte kaum besser sein können.

Man ist gelassen, tolerant, freigiebig. Von einer Niederlage lässt man sich nicht so schnell unterkriegen. Bitte noch ein Glaserl.

Seit mehr als 40 Jahren ist Walter Schmetterer für den Maurer Fußballklub tätig, erst als Spieler, Position: Mittelfeld, nun als dessen Obmann und Sektionschef. Wenn man schon so lange dabei ist, kennt man alle Höhen und Tiefen der Branche, und nichts kann einen mehr überraschen, geschweige denn erschüttern. 2015 erfolgte der Aufstieg in die Wiener Liga, der bislang größte Erfolg in der seit 1948 währenden Klubgeschichte, und momentan dümpelt der Verein auf dem letzten Platz. Kein Grund für Schmetterer, die Nerven wegzuschmeißen. Und tatsächlich: Dieser Chef hat die Ruhe weg! Der erste Obmann des Vereins, in der Nachkriegszeit, hieß im Übrigen Fritz Augustin – ein schöner Nachname, wie wir finden.

**Der Mann für Pressearbeit und Trompetenspiel bei Union Mauer: Josef Hofweirer**



**Die Anhänger\_innen von Union Mauer gelten als besonders friedfertig. Die Kicker sind nachweislich sehr korrekt: Sie holten sich in der vergangenen Saison den Fairness-Pokal**

Im Frühjahr soll es mit der Union Mauer freilich wieder bergauf gehen, raus aus dem Tabellenkeller. Erstmals wird die Mannschaft nun im Winter auf Trainingslager fahren, nach Mallorca, wie es auch die Profis tun.

So ein Trainingslager kostet Geld. Einen Teil werden die Spieler selbst beisteuern müssen. Ein anderer Teil kam durch den Erlös einer Punschparty kurz vor Weihnachten herein. Bei dieser Veranstaltung trat auch Josef Hofweirer mit seinem Blechblasinstrumente-Trio auf und präsentierte Weihnachtslieder.

Im Verein ist Hofweirer Presseverantwortlicher und der Mann mit der Trompete. Er, der Holz- und Blechblasinstrumentenbau gelernt und erst in der Landkappelle von Lamprechtshausen, dann in der Stadtkapelle von Salzburg gespielt hat, hat nun bei Spielen seinen festen Platz an der Out-Linie. Von dort bläst er den Union-Kickern den Marsch, sekundiert von umstehenden Zuschauer\_innen, die auf die Trompetenstöße jeweils ein lautstark skandiertes «Attacke» folgen lassen. Freilich kein aggressives, eher ein nettes, schließlich ist man auf dem Maurer Platz.

### Friedhofsruhe und Fairness

Die Sportanlage macht einen großzügigen Eindruck, ist ein weitläufiges Gelände. Just so wie auf dem Land, und ein bisschen auf dem Land ist man ja auch in diesem Teil von Wien. Einfamilienhäuser grenzen an das Vereinsgelände und auch der Friedhof von Mauer.



Vielleicht ist es nicht allein der Wein, der für wunderbare Friedfertigkeit sorgt. Vielleicht ist es diese spezielle Gemengelage aus Wein und Friedhofsruhe. Jedenfalls kommen auch den Zuschauer\_innen keine unflätigen Ausrufe, keine Schiedsrichterbeschimpfungen über die Lippen, und die Spieler verlegen sich selbst im Abstiegskampf nicht aufs Beißen und Kratzen. Gerade hat die Union Mauer den Fairness-Pokal 2015/2016 gewonnen. Untadelige Sportsmänner. Wie der viktorianischen Zeit entsprungen, als dezentes Benehmen und ritterliche Haltung auch für Fußballer noch verbindliche Kategorien waren.

 Union Mauer  
Erhardgasse 2  
1230 Wien  
www.union-mauer.at

Kick-Tipp

**16. Jugendfußball-Hallenturnier des Wiener Fußball-Verbandes; Sporthalle Hopsagasse, 28.–30. 12. 2016 und 2.–8. 1. 2017, jeweils ab 9 Uhr:** Und schon wieder ist ein Jahr um. Ich habe 2016 viel nachgedacht, über Heimat, Identität, Kultur und dergleichen. Ich bin ja selber Vater. Man könnte einen Moralischen kriegen. Jetzt braucht es einen Kick-Tipp, von dem auch die nächsten Generationen noch zehren können! Wir legen den diversen Fußballveranstaltungen Klassiker der österreichischen Literatur ins Prokrustesbett und schauen, was passiert. Etwa Heimito von Doderers «Die Wasserfälle von Slunj» und das 16. Jugendfußball-Hallenturnier des WFV. Das ist hochaktueller Stoff, das taugt den jungen Kickern. In dem Buch feiern Engländer Tea-Parties, ein Protagonist heißt Donald. Immer am Puls der Zeit, dieser Doderer. So wie die «Wasserfälle von Slunj» ist das Jugendfußball-Hallenturnier als Mehrteiler angelegt, inklusive Qualifikationsturnier vor Weihnachten. Im Gegensatz zu Doderer wird der WFV das großangelegte Werk vollenden.

Hopsagasse 3  
1200 Wien  
wfv.at  
Öffis: 11A (Dr.-Adolf-Schärf-Heim)

**Finale Miniliga-Hallenturnier 2016/17; Hans-Lackner-Halle, Donnerstag, 19. 1. 2017, ab 9 Uhr:** Wer bei den Jugendlichen schon die durch jahrelangen Nachwuchsdrill ausystematisierte kindliche Spielreife vermisst, ist beim Miniliga-Hallenturnier gut aufgehoben. Volksschulkinder (Jahrgang 2006 und jünger) kicken in der Atzgersdorfer Hans-Lackner-Rundhalle. Sie haben es sicher schon geahnt, liebe Leser\_innen, das bringt uns direkt zu «Alte Meister» von Thomas Bernhard. Die fürs Finale qualifizierten Kinder dürfen sich den Bordone-Saal im KHM ansehen, ausprobieren, wie viele von ihnen auf der Sitzbank vor Tintoretto «Weißbärtigem Mann» Platz haben und werden natürlich besonders auf die Ausarbeitung der Hände achten, wo ja selbst die alten Meister geschlampt haben. Im Lackner-UFO darf es dann noch lebhafter werden, ein glöckchenhelles Kinderlachen war schließlich das Lieblingsgeräusch des bodenständigen Herrn Bernhard.

Steinergasse 22  
1230 Wien  
miniliga.at  
Öffis: diverse Busse und Schnellbahnen (Atzgersdorf)

**Freundschaftsspiel: 1. Simmeringer SC – ASK Klingenbach; Simmeringer Had, Samstag, 28. 1. 2017, 14 Uhr:** Klingenbach ist nicht Kapfenberg, aber die Richtung stimmt schon ungefähr. Es liegt auf der Hand, und Sie haben es sicher schon alle erraten oder gar laut ausgerufen: «Aus dem Leben Hödlmosers» von r.p. gruber. Dieses in Kleinschreibung gehaltene Werk, das weniger lesehungrige Kicker\_innen angenehm an sms und internetschrieb erinnert, erörtert tiefgründig das Wesen der Steirer (Feld-, Wald-, Fluss-, Bach-, Berg-, Gebirgs- und Alpen-Steirer). Trotz des niederschweligen Lesezugs und einer actionreichen Handlung ist dieser Klassiker der Anti-Heimat-Literatur zugegebenermaßen starker Tobak. Aber das ist ein möglicherweise windig-nass-kalter Testspielnachmittag auf der Had auch.

Simmeringer Hauptstr. 209  
1110 Wien  
simmeringer-sc.at  
Öffis: Tramwaylinie 71 (Fickeysstraße)



**Katarina Staronova** ist eine von jenen stillen Betreuerinnen, die auf unsere Alten schauen. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

«Schwester! Schwester!» Sie hat die flehende Stimme noch immer im Ohr. Sie erinnert sich auch, dass sie müde war, abgekämpft, abgemagert, niedergeschlagen. Und dass sie sich fragte: Wird das Flehen im Nebenzimmer jemals verstummen? Nächstelang tat sie kein Auge zu. Nicht, weil sie nicht schlafen konnte, sondern weil die 94-jährige Frau, die sie in deren Wohnung betreute, wieder einmal nicht schlafen konnte. Immer wieder wurde sie ins Nebenzimmer zitiert. Dort wiederholte sich folgender Dialog:

– Ah, Schwester, da sind Sie ja. Wie spät ist es jetzt?

– Es ist jetzt halb acht. Aber bitte fragen Sie mich das nicht alle fünf Minuten.

Für Katarina Staronova war ihr erster Einsatz in Wien eine Qual: «Schwester, Schwester, so ging das die ganze Nacht.» Demenz erlaubt kein selbstbestimmtes Leben. Auch nicht für die Betreuerin, die rund um die Uhr abrufbereit sein muss.

Die Pflegerin aus der Slowakei erinnert sich auch an den Moment, als man sie der alten Dame vorgestellt hat: «Das war ein Schock für mich.» Die Wohnung war noch älter als ihre Eigentümerin, die Küche hatte auch schon bessere Zeiten erlebt, der Boden knarrte bei jedem Schritt, die Tapeten an der Wand waren ein Drama. «Alles war dreckig, vieles kaputt. Zwei Tage lang habe ich nur geputzt. Zwei Tage lang konnte ich nichts essen, weil mir so ge-graust hat. Die ersten zwei Wochen habe ich nur geheult.»

Tagein, tagaus, zwei Wochen in einem fort, dann wurde sie von ihrer Kollegin abgelöst. Erlöst. Die 38-jährige Slowakin

ist eine von 70.000 Frauen und wenigen Männern, die als 24-Stunden-Betreuerinnen in Österreich beschäftigt sind, unter teilweise unzumutbaren Bedingungen. Fast alle kommen aus dem Osten Europas. Mehr als die Hälfte aus der Slowakei, die anderen aus Rumänien, Ungarn, Bulgarien, Polen, Tschechien. Alle sind sie unentbehrlich. Wer sonst würde all die hilfsbedürftigen alten Menschen rund um die Uhr zu Hause betreuen und pflegen?

Jeden Morgen kochte Katarina eine Tasse schwarzen Tee, gab Honig dazu und bestrich zwei Semmelhälften mit Butter und Marillenmarmelade. Noch drei Tage! Rechnete sie oft. Bis zum Ende ihres Turnus.

Dann ertönte wieder das nervenaufreibende «Schwester! Schwester!» von der zu pflegenden Frau. Ihr Ruf wurde hörbar schroffer, wenn sie in die Windeln gemacht hatte. Und sie wurde bössartig, wenn sie nicht sofort erhört wurde. Natürlich war ihr kein Vorwurf zu machen, auch nicht dafür, dass sie ihre Beine kaum noch bewegen konnte. Aber das Windelwechseln wurde dadurch nicht einfacher.

Katarina Staronova ist eine, die anpacken kann, die nicht sofort aufgibt, wenn sich ihr ein Hindernis in den Weg stellt. Dennoch war sie oft den Tränen nahe. Anfangs wusste sie nicht, dass sie mit ihren Sorgen nicht alleine ist: «Ich habe in der Zwischenzeit einige Kolleginnen kennen gelernt. Die meisten klagen, dass sie an ihrem Job langsam zerbrechen. Man stieß sie so wie mich ohne Vorwarnung in extrem heikle Intimsphären. Die Kinder

**Helferin: Katarina Staronova arbeitet rund um die Uhr**

**i** Lokalmatador\_innen sind Menschen, die zum Gelingen der Stadt beitragen. Seit Jänner 2000 erscheinen ihre Porträts in jeder Ausgabe des Augustin.



und Enkelkinder fragen nur, ob wir die Oma oder den Opa eh baden und ob wir ab und zu die Fingernägel schneiden. Sonst interessieren sie sich nicht sehr für ihre Alten. Für deren Wohlbefinden bezahlen sie ja uns.»

Doch die alten Leute spüren das natürlich, fühlen sich von ihren Kindern alleine gelassen. Ihre Bitterkeit können sie nur an den Betreuer\_innen auslassen. «Öfters», beklagt Staronova, «müssen wir uns Sachen an den Kopf werfen lassen, die würden wir von den eigenen Eltern niemals dulden. Das belastet mich sehr.»

Sie arbeitet seit vier Jahren als Betreuerin in Wien. Eine unerwartete Autoreparatur hatte ihr knapp bemessenes Haushaltsbudget in Schieflage gebracht. «Da hat mir eine Nachbarin von ihrer Arbeit drüben in Österreich erzählt.» Nur auf den ersten Blick ein Rettungsanker: Bei einer der zwielichtigen Agenturen in der Slowakei, von denen es etliche gibt, buchte sie einen zweimonatigen Schnellsiedekurs. Nach der Prüfung, die sie mit Herzklopfen bestand, wurde ihr in einem Ehrfurcht gebietenden Büro sofort ein Vertrag vorgelegt. «Und ich habe unterschrieben, ohne das Kleingedruckte zu lesen.» Ein Fehler, wie sie heute weiß.

Im Kleingedruckten versteckten sich unter anderem Hinweise auf die Gebühren, und zwar jene, die sie an die Agentur zu entrichten hat: 70 Euro für die Bearbeitung, 430 Euro Jahresgebühr. (Weitere 500 Euro Jahresgebühr wollte dann auch die österreichische Agentur haben.) Und es findet sich auch das Wort Strafe: 16.596 Euro für den Fall, dass sie sich von einer anderen Agentur abwerben lässt oder ihre eigene Agentur gründet; 5000 Euro für den Fall, dass sie Interna ausplaudert.

«Das ist nicht gerechtfertigt», kritisiert die Betreuerin. «Die Agenturen organisieren dir meist nur den Fahrtendienst. Und wenn du ein Problem hast, erreichst du niemanden in ihrem Büro.»

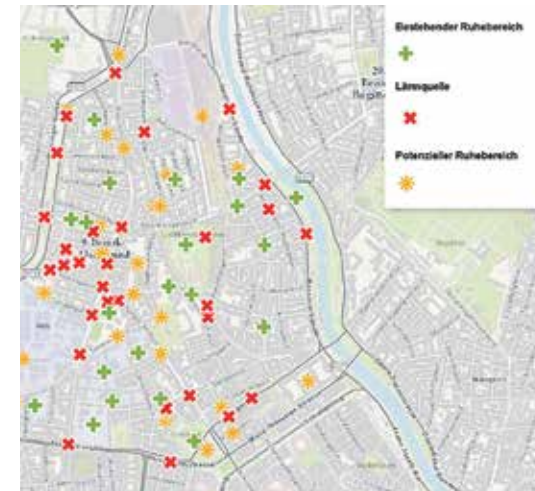
Mit Kolleginnen hat Katarina Staronova daher einen gemeinnützigen Verein gegründet. Dieser bietet professionelle Beratung, hilft in allen beruflichen Belangen sowie bei der Vernetzung, und will Bewusstsein für deren Anliegen schaffen. Mehr Infos: [www.institut-personenbetreuung.at](http://www.institut-personenbetreuung.at) ◀

Die lokale Agendagruppe Alsergrund stößt ruhige Orte auf  
**Pssst!**

Die schlechte Nachricht zuerst: Lebt man in Ballungsräumen, sollte man sich mit einem urbanen Grundrauschen abfinden. Der Schallpegel fällt kaum unter 40 Dezibel. Nun die gute Nachricht: Es gibt gar nicht so wenige öffentlich zugängliche «Ruheorte», wohin sich Lärmgeplagte zurückziehen können.

Eine Agendagruppe im neunten Bezirk betreibt das Projekt «Ruhige Orte am Alsergrund». Mit Hilfe von Bewohner\_innen aus dem Bezirk wird der Alsergrund hinsichtlich seiner Lautstärke abgeklopft: Eine Online-Karte dient dazu, einerseits «Ruheorte», andererseits «Lärmerreger», aber auch «Orte mit besonderen Potenzialen» einzutragen. Auf dieser digitalen Basis werden analoge Grätzlspaziergänge durchgeführt, um sich vor Ort ein Hörbild – unterstützt vom Schallpegel-Messgerät – zu machen.

Zu diesem Projekt ist soeben eine Publikation erschienen, die sehr niederschwellig eine Sensibilisierung für das Thema Lärm anstrebt. Neben der Dokumentation der Grätzlspaziergänge finden sich darin auch grundlegende Informationen wie «Lärmkarten» von Wien oder einfache Rezepte, wie ein Grätzl ruhiger gemacht werden könnte: Tempo 30 (zumindest in der Nacht) oder bauliche Maßnahmen wie



Straßeneinengungen bei gleichzeitiger Förderung der lärmarmen Mobilität, denn der motorisierte Individualverkehr ist der Ruhestörer Nummer eins, gefolgt vom Nachbarschaftslärm, wie eine Umfrage im Bezirk Alsergrund im Sommer 2014 ergeben hat. Und was für den neunten Bezirk gilt, könnte auch auf die anderen innerstädtischen Bezirke zutreffen.

**i** [www.agendaalsergrund.at](http://www.agendaalsergrund.at)

**Liegen gelassen: «Wherever I lay my hat, that's my home.»**

In diesem Sinne begibt sich Mario Lang auf Reisen. Die Souvenirs bleiben in den Regalen, stattdessen lässt er an ausgewählten Plätzen ein Stück von sich zurück.



**Dezember 2011, Etmießl, Schnürstiefel**

Etmießl, wie? Etmießl liegt am Oischingbach, 15 Kilometer nördlich von Kapfenberg und ist Teil des Hochschwabgebiets. Böse Zungen würden es als steirisches Kaff runterputzen, dabei besitzt Etmießl zwei Wirtshäuser, eine Pfarrkirche, einen Trachtenladen, einen Musikverein und ganz viel Gegend mit unzähligen freilebenden Weihnachtsbäumen, ohne Kerzen, dafür mit Schuhwerk. Die Ruhe ist dort auch zu Hause. In diesem Sinne – Prosit 2017!

nachbarinnenstadt

**Ein Zebrastrreifen ist in der Wildnis gefährlich**

Die Distanz zwischen zu Hause und Schule kann groß sein. Bei uns am Land beträgt sie 500 Meter mit Respekt und Vertrauen zum Lehrpersonal, unserem Kind sowie den Lenker\_innen der Fahrzeuge dazwischen.

Die Abnabelung findet einmal mehr statt am Land. Die Frau von Ex-Karenz-papa C. (Ex-KP C.) ist ein wenig traurig. Wie schön war es doch, diese 500 Meter zum Kindergarten in Wien-Ottakring. Das Kind immer in Augenweite oder an der Hand oder auf den Schultern. Spürbar brauchbar sein.

Kind J. hat sich jetzt in Gampern einen Weg ausgetüftelt, der das Kind über ein Feld trägt, damit es den Autos, die zwischen B1 und A1 cruisen, entkommt – Ex-KP C's Weg, damals.

Es ist dasselbe Feld, auf dem Kinder mittlerweile Drohnen statt Drachen steigen lassen. Ja, der Wind weht aus einer anderen Richtung.

War es früher für Ex-KP C. die wilde Romantik auf demselben Feld, eine Schnur – verbunden mit dem «Kite» da oben. Mit dir selbst.

Der Eid der Heiterkeit wehte stark. Das Lüftchen diesen Herbst ließ die Drachen in ihren Höhlen und Drohnen ruhig, mit derselben Freude, schweben. Es war nicht mehr Spannung, aber mehr Thrill. Nun aber wieder zurück auf den Weg.

Kind J. kreuzt somit nur zwei Mal, eine kleine Straße, dann schreitet es stolz und alleine weiter.

An Fischer Marias Haus vorbei, beim «Seizi» umi, vorm Selthafner wieda aussu und über die Hühner zuwa. Also wahrscheinlich warte ich jetzt schon sieben Minuten auf ihn, während ich diese Zeilen schreibe.

Was, schon so spät? Ex-KP C. sollte doch schon längst Kind X vom Kindergarten holen.

Also rein in die Schuhe, nicht ins Auto. Noch schnell den Schlüssel legen und zu Fuß der gefährlichen Straße mit den Schul- und Kindergartenheimbringerautos entlang, die noch gekreuzt werden muss. Um am Friedhof, der Kirche, dem Gasthaus vorbei, vor dem Kindergarten zu stehen.

Ein Zebrastrreifen ist leider nicht vorhanden, was meine Tigerkrallen schärft. Also gehe ich über Schule, Feuerwehr, Bank mit Kind X. am Dreirad zur Gemeinde, wegen besagtem Zebrastrreifen und erfahre fast tierlieb, dass, wenn Autos zu schnell im Ortsgebiet fahren, ein Zebrastrreifen zu gefährlich ist.

Christoph Parzer

Terese Schulmeisters Filmkunstwerk über die beiden Väter ihres Lebens

# Otto Alphantier trifft Otto Alphantier

**Noch ein Film über die Muehlkommune, und zugleich ein Film über ihr Gegenteil, die heilige bürgerliche Kleinfamilie.** Ein Film über eine real existierende Terese, die zwischen zwei real existierenden Ottos stand. Terese Schulmeister, Malerin, Filmemacherin, noch immer im Friedrichshof daheim, erzählt ihr Leben. Robert Sommer über ihren neuen Film «Ungehorsam».

Beide Ottos waren Tyrannen, beide leben nicht mehr, beide hatten das Bewusstsein, Alphantier zu sein, beide hatten Kompetenzen und Eigenschaften, die sie zu faszinierenden Persönlichkeiten machten. Beide gehörten der Kategorie der gebildeten Väter an, der eine mehr, der andere weniger. Beide leiteten daraus die Verpflichtung ab, pädagogisch auf die Seinen einzuwirken. Beide verstießen gegen das Gesetz der ehelichen Treue, der eine offen und aus Prinzip, der andere geheim und aus Prinzip, nämlich aus dem des Patriarchats, in dem Männer, die nicht fremd gehen, als halb männlich bemitleidet werden.

Die beiden Ottos, der Herr Chefredakteur Schulmeister und der Herr Analytiker Muehl, trafen einander in der Kommune Friedrichshof. Herr Muehl hatte gerade geheiratet, für die übrigen Kommunemitglieder eine rätselhafte Geste, zählte doch die freie Sexualität zum absoluten Grundkonsens. Otto Schulmeister, der die erste Nachricht von der Flucht seiner Tochter in die Kommune mit Panik aufgenommen hatte, weil die Verbreitung einer solchen peinlichen Nachricht die Reputation eines hochintellektuellen und hochanständigen Patriarchen irreversibel zerstören würde, darf sich mittlerweile auch offiziell mit Muehl sehen lassen. Denn paradoxerweise, so sehr die Kommune sich als Modell einer angewandten Negation des Staates (Österreich) präsentiert, so emsig fliegen Spitzenpolitikermotten in das Licht des becircenden nordburgenländischen Lämpchens. Männer von Rang geben sich am Friedrichshof die Klinke in die

Hand, der rosarote Landeskaiser Kery ist einer der ersten Spitzenpolitiker\_innen, die Muehl zur Realisierung eines urkommunistischen Traums gratulieren (während die «Eisenstädter Erklärung» seinen burgenländischen Jungsozialisten mit der Drohung des Parteausschlusses verbietet, ihrerseits von urkommunistischen Sehnsüchten eingenommen zu werden und sich mit den Jungkommunist\_innen zusammenzutun, um das Warten auf das Paradies auf Erden abzukürzen).

Für den Otto aus der Bourgeoisie ist die überraschende Nachricht über die Heirat des Otto aus der Boheme ein gefundenes Fressen. Das ist wohl das Ende der Revolution, ätzt der Zampagno der «Presse». Muehl fühlt sich so was von nicht «ertappt». Er ruht in sich. Aus dem Primus inter pares der Anfangszeiten der

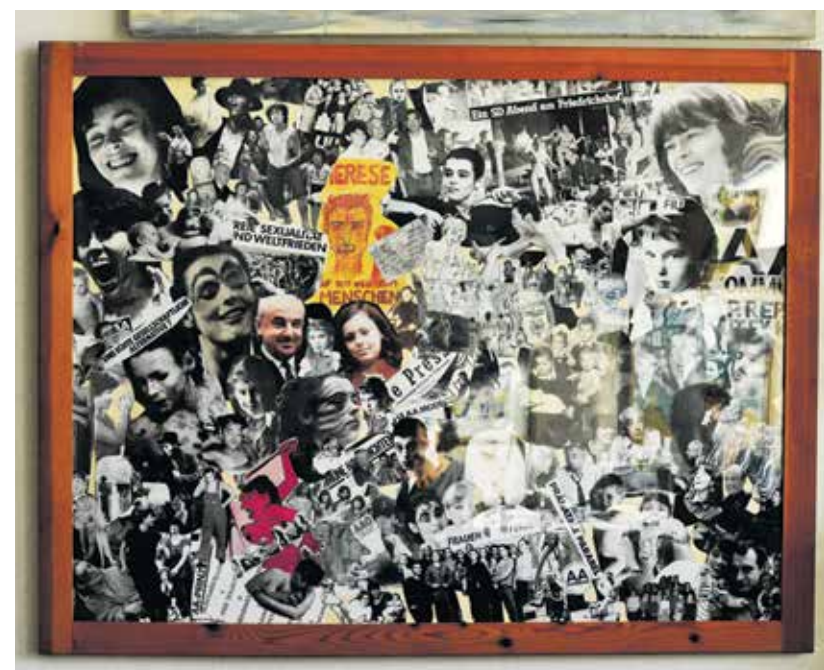


Kommune ist ein Monarch geworden. Gegen diese Charakterisierung hat der Monarch nichts einzuwenden, spricht er doch selber Monarchensprache, wenn er ankündigt, dass wohl niemand als sein Sohn «Thronfolger» werden könne.

**«Frauenforderung» brauchen wir nicht, sagte Muehl**

Terese, die Tochter des Presse-Chefredakteurs, ist nicht happy, als sie von Gurus Heirat erfährt. Denn diese Ehe war aus der Perspektive der Gründungszeit alles andere als politisch korrekt; sie ließ einen grundsätzlichen Paradigmenwechsel befürchten. Gegenseitiger Besitz in der Ehe und freie Sexualität sind nicht kompatibel, schon aus der Mathematik innewohnenden Gründen. «Als Liebesheirat getarnt, ging es bei dieser Ehe eher um ein Machtbündnis, aus dem die anderen Frauen ausgeschlossen werden sollten, meint Terese im Rückblick. Kritik daran sei als persönliche Eifersucht disqualifiziert worden; dass sie als ehemalige Lieblingsfrau Otto Muehls tatsächlich sehr damit infiziert war, konnte nicht ausbleiben. «Wir Frauen versuchten, unsere Eifersucht nicht zu zeigen. Das heißt nicht, dass sie kein Thema war in der Kommune. Aber nur als Killerargument gegen andere», erinnert sich die Filmemacherin

Im stark autobiografisch geprägten Film «Ungehorsam» – Sarah Born spielt die Terese, Rainer Doppler spielt Otto Muehl (optisch extrem nahe am Original) und Thomas Kamper spielt den «Presse»-Chefredakteur – initiiert Terese eine friedrichshofinterne Frauenpowergroup. So geschah es auch im Realen. Die Frauen geben das Frauenblatt FF («Frauenforderung») heraus, aber der Guru findet, dass es neben der «offiziellen» Kommunezeitung kein weiteres Medium geben sollte. Auch die Gegen-gründung MM (Männer Mut) erweist sich deshalb als Eintagsfliege, aber MM war ohnehin eher als Spielerei gedacht,



Autobiografische Collage: Die (fast) hundert Gesichter der Tochter des Chefredakteurs und der Geliebten des Kommune-Chefs



Das sogenannte «Flugdach», ein Holzhaus aus den Anfangszeiten der Kommune, bildete eine authentische Filmkulisse



Schulmeisters Atelier im Friedrichshof. Die Künstlerin bedient sich vieler Medien: Zeichnung, Malerei, Foto, Video ...



Nicht nur das Atelier bindet sie weiter an den Friedrichshof, sondern auch ein Stück des Gemeinschaftsgartens



Der alte Wasserturm, Wahrzeichen des Friedrichshofes

Ein Trakt, der drei Künstler\_innenateliers beinhaltet



Die alte Schule war das erste Gebäude, das die Kommunard\_innen revitalisierten



Fortsetzung von Seite 29: *Otto Alphantier ...*

Die Künstler\_innen des Friedrichshofs: Terese Schulmeister, Josef Danner, Karin Schäfer, Marina Horvath, Hüseyin İsik und Christophe Cazaumayou

während FF, hätte sie sich bewähren können, eines Tages den Machtanspruch des immer autoritärer werdenden Führers in Frage gestellt hätte. «Muehl witterte kommende Ereignisse wie ein Tier», lacht Terese. Er witterte, dass sich hinter FF etwas zusammenbrauen könnte, was für ihn nicht angenehm sein würde.

Doch lange Zeit schien der Guru frei von Opposition zu sein. Das Überlegenheitsgefühl der Kommunard\_innen, das sich aus dem Faktum speiste, dass das Modell Friedrichshof das konsequenteste, radikalste, größte unter all den europäischen Experimenten des Ausstiegs aus der «Wichtelwelt» war, übertünchte das Leiden an der Klassengesellschaft innerhalb der Kommune. Die sexuellen Übergriffe gegen die Mädchen der Kommune, so Terese Schulmeister im Augustin-Gespräch, versuchte Muehl einerseits als radikale künstlerische Haltung zu legitimieren; andererseits berief er sich auf sein anthropologisches Pseudowissen. Er imitierte sozusagen die sexualisierten Rituale indigener Stämme. Kritiker\_innen dieser Praxis galten schnell als kleinkarierte Wichtel ohne Humor.

Muehls Kokainsucht wurde gegenüber den Friedrichshofbewohner\_innen verheimlicht, erfährt man im Film. Erstens wäre es zu teuer gewesen, hunderte Mitglieder zu versorgen, zweitens musste man doch auch vorsichtig sein, denn immer waren Besucher\_innen von außen im Hof, meint die Filmemacherin. Eine Persönlichkeitsänderung durch den

Kokainkonsum, und zwar nicht zum Besseren hin, sei evident gewesen.

Die Verhaftung Muehls und das Verfahren gegen ihn im Jahre 1988 erwiesen sich für die Kommune als Supergau. Von den 600 Kommunemitgliedern war niemand willens oder in der Lage, das Experiment weiter zu dirigieren. Herbert Stumpf, Muehl-Epigone der ersten Stunde, schreibt in seinen unveröffentlichten Reflexionen über die Gruppendynamik, die im Friedrichshof herrschte: «Der engste Kreis um Muehl versuchte zu retten, was noch zu retten

war. Rechtsanwälte zur Führung des Prozesses wurden gesucht – und die Mädchen, die vielleicht als Zeuginnen im herannahenden Prozess aussagen würden, wurden durch Geldgeschenke günstig gestimmt, und was noch verwirrender war: Die Ex-Kommunarden, die Anzeige erstattet hatten, waren eingeladen worden, den Friedrichshof zu besuchen – und wir Kommunarden mussten deren Belehrungen über uns ergehen lassen. Die breite Masse der Kommunarden zeigte sich nämlich trotz der zunehmenden Zahl von Ausziehenden noch relativ loyal. Doch auch diese Einstellung wurde wenig später zur Zeit der konstituierenden Versammlung zur Auflösung des Gemeinschaftseigentums sowie der Transformation der Kommune in eine Genossenschaft von Kritik hinweggefegt, die sich wie ein Steppenbrand ausbreitete. Das Kommuneleben überstand diese Kritik nicht.»

#### Das Doppelleben des Monsignore

Wenn es das Wort ambivalent nicht gäbe, müsste man es zur Beschreibung der Gruppenprozesse und des Personals am Friedrichshof extra erfinden. Die Selbstermächtigung des Kommunehäuptlings war eine katastrophale Missachtung der Regeln der Sexrevolution, die doch großen Respekt vor der Individualität des Anderen voraussetzt. Dass Muehl sie nicht respektierte, habe sich auch im Ausschluss der Homosexualität aus dem Liebesleben gezeigt – krasser könnten Anspruch

und Wirklichkeit nicht auseinanderklaffen, meint Terese Schulmeister. Was für eine sexuelle Revolution, in der die Homosexualität keinen Platz hat!

Wenn heute ehemalige Kommunemitglieder, die in alle Welt verstreut sind, zusammenkommen, stelle sich ein Gefühl der Vertrautheit ein, meint Terese Schulmeister: «Otto hat viel zerstört, aber er hat eine Art Stamm hinterlassen.» Sie sei auch fasziniert vom Grad der Vernetzung der ehemaligen Kommunekinder. Mehr als 100 Kinder haben am Höhepunkt in der Kommune gelebt. Haben sie eine schlechtere Kindheit verbracht als die kleine Terese in der Welt des führenden Schreiblings, in der die Aristoteles-Geschichten in die Kinderzimmer schwappten und in der die Sexualität Tabu war? Im Film gibt es keine Wertungen. Die Filmhandlung mäandriert zwischen der Welt der kleinen behüteten Teresa, die den Vater vergöttert, obwohl sie sieht, wie er die Mutter zur Hausklavin degradiert, und der Welt der erwachsenen Teresa, die zu lange braucht, um sich vom zweiten Vater zu emanzipieren.

Am Ende des Films weiß man nicht, welchem der beiden Väter sie zu verdanken hat, dass sie ist, wie ist. In dieser Offenheit drückt sich die Souveränität der Schöpferin aus. Und ihr Mut äußert sich in einer provokant erscheinenden Ergänzung des Personals, von der bisher nicht die Rede war. Ein Strang zeigt das Doppelleben des «Monsignore», eines Freundes der Familie Schulmeister. Sein Name wird nicht genannt, aber jeder, dem die Galerie nächst St. Stephan ein Begriff ist, weiß, von welchem Geistlichen die Rede ist. Ich denke, der großbürgerlich-katholische Strang der Erzählung enthält ebenso wenig Fiktionalität wie der subkulturelle Strang. Eine Ungleichheit in dieser Beziehung würde die dokumentarischen Momente des Films in beiden Strängen entwerten; die Irritation der Zuseher\_innen wäre perfekt. Die Fraueng'schicht des Monsignore ist demnach nicht minder real als die gesammelten Frauen- und Mädcheng'schichten des garantiert umstrittensten Künstlers Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg. Terese Schulmeister erfindet nichts dazu. Die größte Ungenauigkeit des Films ist der dionysische Sommerbadespaß der Kommunard\_innen. «In Wirklichkeit ging es da nicht so gesittet zu wie in meinem Film», grinst die Künstlerin. ◀

Von Theatermachern, die lebendige Bühnenmenschen in Comicfiguren verwandeln

## Ein austropersisches Unternehmen

**Zwei reale Polit-Thriller – einen iranischen und einen mexikanischen – bringt der Theatermacher Gin Müller unter dem Titel «Fantomas Monster» auf die brut-Bühne. Die erste Hälfte, die iranische, ist im Dezember angelaufen und vom 27. bis 31. Jänner ein letztes Mal zu sehen. Die Augustin-Frage, ob er eher ein politischer Aktivist sei, der mit Mitteln der Kunst Politik mache, oder ein Künstler, der mit Mitteln der Politik Theater produziere, beantwortete er mit einem «Beides!» Sie war vielleicht gar nicht so intelligent, diese Frage. Robert Sommer besuchte einen Probedurchgang.**

**W**ien ist eine Zuwanderungsstadt. Migrant\_innen aus allen Ecken der Welt bestimmen das Straßenbild. Verlässt man die Straßen, um ein Theater zu besuchen – einerlei, ob hochdotiertes oder kaum subventioniertes –, ist es mit dieser Buntheit schlagartig vorbei. «Weißes» Bildungsbürgertum in den Sesselreihen, «weißes» Ensemble auf der Bühne. Und wenn ausnahmsweise die Hälfte des Ensembles, oder noch mehr, aus Migrant\_innen und/oder Flüchtlingen besteht, wenn also das Ensemble die Zusammensetzung der Gesamtgesellschaft widerspiegelt, was eine Selbstverständlichkeit sein sollte, ist die österreichische Kunstszene-Nomenklatura schnell da mit Schubkasteln wie «postmigrantisches» Theater, oder – um einen begrifflichen Dauerbrenner zu nennen – Multikulti-Theater. Derart stigmatisiert, erfahren die Beteiligten bald, dass sie sich außerhalb des Kunstdiskurses befinden. Manche



Ausführliches Programm: [www.brut-wien.at/de](http://www.brut-wien.at/de)

Journalist\_innen arbeiten daran, die Betroffenen nicht in erster Linie als (wenn auch integrationswillige) Fremde, sondern als Regisseur\_innen und Schauspieler\_innen wahrzunehmen. Manche andere scheinen das Problem nie zu kapieren.

Vor diesem Hintergrund tut es wohl, ein theatermachendes Kollektiv am Werk zu sehen, das wenig Aufhebens macht um seine menschliche Zusammensetzung, umso mehr aber um die Vielfalt an Medien, die hier zusammenwirken: Comics bzw. Graphic Novels, Theater, Performance, Video-Animation, Foto, Musik, Film. Nicht zufällig stehen Comics an der Spitze dieser Aufstellung, denn die Comic-Figur Fantomas steht im Zentrum des neuen Projekts des Wiener experimentellen und politischen Theatermachers Gin Müller, der den austropersischen Intellektuellen Gorji Marzban und den Wiener Medienkünstler Jan Machacek mit ins Dramaturgenboot genommen und mit Edwarda Gurrola, Kavah Parmas, Stefanie Sourial und anderen eine wirklich vielsprachige Darsteller\_innen-Crew versammelt hat. Das Geschehen auf der Bühne verwandelt sich auf einer großen Fläche im Theaterraum des brut unmittelbar in die Handlung von Comicfiguren; und wenn im kommenden Jahr, wie geplant, eine Graphic Novel in den Comic-Handel kommt, um auch eine Print-Form dieser Erzählung ins Spiel zu bringen, wird es wohl vielen schwer fallen,

in den Figuren dieser Comicstrips die grafisch verfremdeten Fotos real existierender Schauspieler\_innen zu erkennen.

Inhaltlich geht es in Gin Müllers Stück «Fantomas Monster» um die Erlebnisse der iranischen Künstlerin und Aktivistin Parastour Forouhar, deren Eltern – diese zählten zu den führenden Oppositionellen des Iran – 1998 vom Geheimdienst ermordet wurden. Forouhar lebt seit 1991 in Deutschland und reist regelmäßig zum Todestag ihrer Eltern nach Teheran, wo sie versucht, Gedenkveranstaltungen und Trauerfeiern für sie zu initiieren oder an solchen teilzunehmen. Immer ist sie deswegen

Repressalien ausgesetzt, auch verhaftet wurde sie einmal. Im Begleitprogramm des «Fantomas Monster»-Projekts im brut wird Parastour Forouhar Fragen über ihre Erfahrungen mit den iranischen Behörden beantworten (Samstag, 28. Jänner, 16 Uhr), außerdem wird Thomas Gieffers Film «Tod in Teheran» gezeigt (Sonntag, 29. Jänner, 18 Uhr). Der deutsche Filmemacher hatte das Ehepaar Forouhar kurz vor seiner Ermordung getroffen und das letzte Interview mit den beiden aufgenommen.

Mit Gorji Marzban steht Gin Müller ein außerordentlich kompetenter Berater in allen persischen Angelegenheiten zur Verfügung. Marzban ist eine schillernde Persönlichkeit, im besten Sinn des Wortes: ein persischer Intellektueller, der in den verschiedensten Welten zuhause ist. Im Iran studierte er Ernährungswissenschaften, in Wien arbeitet er als Professor für Biotechnologie an der Uni für Bodenkultur. In seiner Wahlheimatstadt Wien schuf er eine soziale Anlaufstelle namens ORQOA. Mit diesem Verein will Marzban Menschen, die wegen ihrer sexuellen Neigung aus ihrer Heimat vertrieben werden, durch eine Patenschaft Hilfe leisten. Vor rund sieben Jahren gründete er außerdem die einzigartige Sammlung persischer Literatur namens «Dem Wort die Freiheit», ein Angebot aus Belletristik, Prosa, Lyrik und Literaturwissenschaft. Es umfasst hunderte Bücher, die von der persischen Zensurbehörde (die nicht den politischen, sondern den religiösen Führern untersteht) verboten wurden. Auch Marzbans Bücher sind davon betroffen. Allerdings – «wenn man dem Buchhändler vertraut, kann man ihn fragen, ob er meine Bücher quasi unterm Tisch führe», lächelt der Austroperser im Augustin-Gespräch. Für die rund 9000 Iraner\_innen Wiens ist seine Büchersammlung, in der Hauptbibliothek am Gürtel situiert, ein an die Donau verpflanztes Stückchen von Teheran, das das Leben im Exil ein bisschen leichter macht.

Für Gin Müller ist Gorji Marzban kein bisher Unbekannter. Als bekennende Intersex-Person hatte er schon 2014 bei einem anderen Müller-Projekt mitgewirkt: bei «Trans Gender Moves», ebenfalls im brut am Karlsplatz. ◀



Foto: Jan Machacek



Informationen über die nächsten Filmvorstellungen: [www.terese-schulmeister.at](http://www.terese-schulmeister.at)





Wiener Künstlerin bandelte mit Tony Matellis Schlafwandler an

## Ausstellungsbeteiligungsschwindel

**Was ist heute surrealistische Kunst?** Ist das nicht der Versuch, mit den Mitteln des Absurden die weithin unhinterfragten Reglements unseres Alltags zu untergraben und auf der Basis psychoanalytischen Wissens den Träumen eine neue Bedeutung zu geben? Die Wiener Psychotherapeutin **Zsuzsi Vecsei**, eine Späteinsteigerin in die Welt der bildenden Kunst, schildert im Folgenden, wie sie ihrem Kunstbegriff durch die Begegnung mit der Schlafwandler-Figur des Brooklyn Künstler Tony Matelli das Moment der surrealistischen Irritation einverlebte.

Bereits 2004 stellte die Kunsthalbe Wien die hyperrealistischen Skulpturen Tony Matellis unter dem Titel «Abandon» in einer Einzelausstellung vor. Matelli, ein international bekannter und anerkannter Künstler aus Brooklyn, erregt Aufmerksamkeit durch hyperrealistische Darstellungen von Alltagserscheinungen in unerwarteten oder unangemessenen Situationen und Umgebungen. Er erreicht dadurch oft einen surrealen Effekt und kontroversielle Affekte beim Publikum. Seinen lebenssechten Kunstwerken gelingt es sowohl Zustimmung als auch Irritation bis Ablehnung und heftige Aggressionen auszulösen. So wurde seine hyperrealistische Skulptur «stray dog», eine lebensgetreue

Darstellung eines streunenden Blindenhundes, vom Standort entführt und zerstört am Stadtrand aufgefunden. Auch sein schlafwandelnder, superecht aussehender «Sleepwalker» hat zahlreiche Reaktionen erfahren.

Am 1. Tag meines Aufenthalts in New York verliebte ich mich in die «High Line» und in Tony Matellis Sleepwalker. Diese lebenssecht wirkende Skulptur eines verwahten, verwirrten nackten Mannes in Unterhose fasziniert täglich tausende, vor allem schlendernd-vorbeigehende Touristen. Für die New Yorker ist er inzwischen bereits ein alter Bekannter.

Er ist ein Eyecatcher, der verunsichert. Man will wissen, ob es sich um ein Lebewesen aus Fleisch und Blut handelt und ist erleichtert, dass man ihn ungestraft anschauen, vereinnahmen, fotografieren und begreifen kann. Diese Skulptur lässt niemanden kalt. So ist er, als Teil der Gruppen-Kunstaussstellung «Wanderlust», zu einem neuen Wahrzeichen New Yorks geworden.

### Heftigste Reaktionen, zum Gaudium des Künstlers

Ursprünglich stellte Tony Matelli seinen Sleepwalker 2014 im elitären Wellesley

College auf. Dort löste das Kunstwerk unter den 2300 ausschließlich weiblichen Studentinnen heftige Reaktionen und kontroverse Diskussionen aus. In einer Petition mit 1042 Unterschriften wurde die sofortige Entfernung des Sleepwalkers gefordert, da er bei manchen Studentinnen Gedanken von sexuellen Übergriffen auslöse («triggering thoughts regarding sexual assault») sowie bei manchen Studentinnen unnötigen Stress verursachen würde («a source of undue stress»). Nachdem die Direktion sich weigerte, die Skulptur aus dem stark frequentierten Gelände zu entfernen, wurde diese vandalisiert, besprayt und musste sogar durch eine Absperrung geschützt werden. Der Künstler war von den heftigen Reaktionen begeistert. Betrachter\_innen eines Kunstwerks sehen von sich aus «Dinge, die gar nicht da sind», aus sich heraus, unterschiedlich und individuell, subjektiv interpretierend. Der Sleepwalker löste eine lebendige Diskussion über Gender, Sexualität und Kunst im öffentlichem Raum aus.

Für mich wurde der Sleepwalker zu einem der Leitmotive meines dreimonatigen Studienaufenthaltes. Ich habe in New York viele Menschen erlebt, die wie der Sleepwalker durch die Straßen irren.

Auch ich irrte herum, mein Englisch ist mangelhaft. Ich kannte niemanden, fühlte mich verloren in dieser lauten, heißen, hektischen Stadt, mit meinem Subwayplan in der Hand mich selbst als Tourist markierend. Leichtsinnig und spontan reiste ich mit dem nächsten Billigflug von Wien nach New York. Ein Quartier würde sich schon finden, ein billiges Zimmer in dieser Riesenstadt. Ich fand Unterschlupf in einem der zahlreichen billigen Hostels (um 75 Dollar plus Steuern!) mit täglich zehn international wechselnden Mädchen als Mitbewohnerinnen. Aus dem Rucksack lebend, meist zu zweit, waren diese unterwegs durch Amerika, von Stockbett zu Stockbett. Man reist mit Vorhängeschloss, um den Koffer oder Rucksack ans Stockbett befestigen zu können, falls man mehr als einen Tag bleibt, die Kopfhörer fest im Ohr, die Handys frisch geladen.

Mir fehlte jede Orientierung. Richtungsangabe? West oder East? Uptown oder Downtown? Wenn ich jemanden, der nicht touristisch aussah, nach dem Weg fragen wollte, musste ich ihn antipfen, worauf er erschrocken die Ohrenstöpsel aus den Ohren nahm, sich desorientiert und abwesend umblickte, unterwegs zwischen A und B, musste er sich erst zurechtfinden, um dann den von mir erfragten Straßennamen ins Handy zu hämmern. Meist war das gesuchte Ziel ja ganz in der Nähe. Die Angesprochenen mussten sich erst über Google orientieren, um mir Auskunft erteilen zu können. Sie tauchen auf wie aus einer anderen Realität, in der sie sich hinter den Kopfhörern befinden. Oder als hätte ich sie gerade geweckt und zu schnell gefragt.

Bewusst und willentlich schotteten sie sich ab in dieser lauten Stadt voller Überreize. Sie wünschen in ihrer Freizeit keine Art von unkontrollierbarem Kontakt und suchen Ruhe und Entspannung, die sie am Smartphone zu finden glauben. Sie flüchten in ihre eigene Welt.

Immer wieder zog es mich zu den Liegen unter den Bäumen auf die High Line und zum Beobachten des Treibens der Touristen mit dem Sleepwalker. Ich träumte gern nur so vor mich hin, alleine, bis es dunkel wurde. Ich empfand mich als Partnerin des Sleepwalkers – und wollte dies fotografisch belegen. Spontan fragte ich einen mir sympathisch und offenen erscheinenden Passanten, ob er mich fotografieren könnte. Ob er etwa 5 Minuten Zeit hätte. Dass ich eine Künstlerin aus Wien sei und mich in der Unterwäsche mit dem Sleepwalker fotografieren

lassen wolle. Ob er dazu bereit wäre? Ob ihm bewusst sei, dass unter Umständen die Polizei oder Security einschreiten würde (in diesem pruden Land), es seien ja überall die Überwachungskameras sichtbar montiert? Ob er schnell so viele Fotos mit meinem Handy machen könne wie möglich, da würden dann schon einige brauchbare Bilder dabei sein. Er zeigte sich bereit, wir wussten beide nicht, welche Folgen das haben könnte. Ich zog mein Kleid aus und versteckte es in Sichtweite im Busch und stand da in der Unterwäsche. Ich hatte Sorge, dass ein Passant mit meinem Kleid abhauen könnte. Sofort sammelten sich die Touristen, um mich zu fotografieren und riefen mir in einigen Sprachen zu, mich ganz auszuziehen. So laut ich konnte, verkündete ich, dass dies kein Striptease und keine Peepshow sei, sondern «artistic work». Sie beruhigten sich, hielten Abstand und fotografierten interessiert die Aktion.

«Mein» Fotograf war ziemlich aufgeregt, und die Bilder wurden recht unscharf. Ich bat ihn, nicht nur mich, sondern vor allem die Szene, meine Interaktion zu erfassen und festzuhalten.

**Rote Fahne mit Zsuzsi Vecsei am Strand von New York, unbehelligt: Weil die Kunst alles darf ...**



Es stellte sich heraus, dass er Schauspieler war, unterwegs zu einem Auftritt. Er war so begeistert von meinem Vorschlag und der Aktion gewesen, dass er unbedingt mitmachen und sie unterstützen wollte. Er wünschte Glück und Erfolg und eilte zu seiner Vorstellung.

Am Laptop sah ich, dass die Qualität der Bilder unscharf und mangelhaft war. Meine schwarze Unterwäsche sah mir zu sehr wie ein Bikini aus. Ich wollte dem Sleepwalker eine Partnerin sein, gleich ihm, verwirrt in der Unterwäsche herumirrend.

### Vom Metropolitan zum Guggenheim

Mit meiner Aktion war ich dennoch sehr zufrieden. Für mich als Künstlerin ist es wichtiger, die eigenen Ideen ernst zu nehmen und sie umzusetzen, als perfekt zu sein und in den Phantasien zu bleiben. Ich wollte die Situation ev. später mit einem professionellen Fotografen und in einer weißen, abgenudelten, oft gewaschenen Unterwäsche wiederholen.

Einige Kopien dieser Bilder begleiteten mich immer in meiner Handtasche durch die Stadt. Als ich die Ausstellung «dream states» im Metropolitan Museum besuchte, vermisste ich Tony Matellis Schlafwandler! Spontan entschloss ich mich, eine der Kopien der Sleepwalker-Aktion aus meiner Handtasche zu nehmen, mit Filzstift zu beschriften und sozusagen in Eigeninitiative «mitauszustellen».

«Zsuzsi Vecsei, Viennese artist, with Tony Matelli's Sleepwalker on the High Line, NY, 2016», stand unter meinem Bild zu lesen. Einige Stunden blieb es ausgestellt, bis es die Security bemerkte und abhängte. Als ich anderntags wiederkam, hängte ich wieder eine Kopie auf. Die Besucher\_innen betrachteten sie, fotografierten sie, ich fotografierte die Besucher, es passte. Weil das so problemlos möglich war, stellte ich im Tempel des Kunstmarktes, dem Guggenheim Museum, ebenfalls eine Kopie der Aktion aus. Auch da blieb die Arbeit einige Stunden hängen, bis zur Beschlagnahme durch die Security – Zeit genug, die Aktion fotografisch zu belegen und mich an den Reaktionen zu ergötzen, mich unters Volk zu mischen, über Kunst, den Kunstmarkt zu diskutieren.

So verhalf ich dem international bekannten Künstler Tony Matelli, seinem Sleepwalker und mir zu Ausstellungsbeiträgen in den zwei renommiertesten Museen in New York. Ich denke, wüsste er's, es würde ihm gefallen. ◀

Musikarbeiter unterwegs ... zwischen gestern und heute

# Totgeglaubte klingen frischer

«Und es fängt von Neuem an» heißt eine Film-Dokumentation über die Wiener Neustädter Musikszene der 80er. Die Band dazu: Totgeglaubt! Von Rainer Krispel.

Ein Griff zum Buch. «Die guten Kräfte», 1982 im Hannibal Verlag erschienen, mit dem Untertitel «Neue Rockmusik in Österreich», herausgegeben von Günter Brödl. Auf Seite 92 gesteht der Text «Gibt es noch Leben in Wiener Neustadt?» drei zeitgenössischen Bands «überregionale Wichtigkeit» zu: dämmerattacke (beharrten auf der Kleinschreibung), X-Beliebig und Zerbrechlich. Diese finden sich auch 2016, mit den Bates(men), The Chiefs, Totgeglaubt, United Love Affairs, Westblock und den Zip Guns auf dem Cover der DVD des Films «Und es fängt von Neuem an» gelistet. Keine schlechte Ausbeute für eine Stadt, die heute laut Datennetz 43.863 Bewohner\_innen aufweist und in den 80ern, zu der Zeit, als sich diese lokale Post-Punk/New Wave/Neue Welle-Explosion in Eigenregie ereignete, um die 39.000 Seelen zählte. All diese Bandnamen wären Schall und Rauch, wäre nicht die Musik gut und substanziell gewesen, hätte nicht heute noch Resonanz und qualitative Relevanz. Westblocks «Europa» etwa, mit der absurd aktuellen Textzeile «Es gibt noch Leben in Europa» habe ich jahrzehntelang nicht gehört und dennoch unmittelbar präsent. dämmerattackes Album «Tausend Seen» ist ein 2013 als Re-Release geborgener A-Land-Musikschatz. Das Versäumnis, mir die Single von The Chiefs nicht gecheckt zu haben, verzeiht der Nerd in mir – gerade noch.

## Und es fängt von Neuem an

Im Zuge des Entstehens der Dokumentation von Karin Neumüller und Bernd Bechtloff formierte sich parallel eine Band aus Protagonisten der damaligen Szene, Totgeglaubt. Mit Bechtloff – damals 13/14-jährig (!!!) bei X-Beliebig und später unter anderem bei The Bates und Hubert von Goisern – hat die Band einen Klasse-Drummer. Erich Allinger (Synthesizer), Zoltan Daroczi (Bass), Hannes Eder (Bass), Thomas Guth (Stimme),



Ich bin ein Neustädter! Mit Film!

Franz Heuschneider (12-saitiger Bass) und Dieter Nemetz (Gitarre) haben über die Jahre in unterschiedlicher Intensität Musik gemacht. Als Band, als kreatives Kollektiv, haben sie JETZT eine große Kraft und Qualität jenseits von Nostalgie oder Wilde-Jugend-Erinnerungs-Soundtrack. Qualitäten, die sich schon mit ihrem ersten Auftritt im Chelsea im Oktober 2015 manifestierten und auf dem Vinyl «Neubeginn» zu hören sind.

An Material schöpfen Totgeglaubt aus alten Stücken ihrer Bands, nicht alle damals veröffentlicht, schreiben dazu Neues. Erstaunlich, wie Totgeglaubt dabei den kultur- und gesellschaftspessimistischen Grundtenor der Lieder – von jungen Menschen geschrieben, denen «No Future» mehr als nur ein Slogan war und die sich in Wiener Neustadt und Umgebung der 80er (Er-)Lebensqualität selber schaffen mussten – in lebensbejahende Energie umwandeln. Dabei schleifen sie die Ecken und Kanten, die unbequemen Wahrheiten der Texte und darin verhandelten Weltsicht(en) nicht ab, fördern vielleicht deutlicher als zuvor die mitschwingende (dunkle) Romantik zutage. «Leben ist Blut» heißt einer der Live-Hits von Totgeglaubt, ein altes X-Beliebig-Stück. Ja, so ist es. Auch. Die Übung gelingt, weil offensichtlich alle Beteiligten mit dem vielbeschworenen Herzen dabei sind, das Lebensgefühl von damals, sich selbst nicht covern, also nachspielen müssen, sondern jetzt einen Bezug, einen Umgang, einen vielstimmigen und vielschichtigen Dialog damit und dazu

führen. Mit Thomas Guth haben sie einen Frontmann, der seinen Rock 'n' Roll gelebt hat, Abstürze inklusive. Einen Sänger, der die Gefahr, den Grenzgang, die all dem (auch) innewohn(t)en, verkörpert – spürbar und hörbar wieder wo angekommen, wo es sich zu leben, zu singen lohnt, mit seinen Freunden auf und für die (potenziellen) Freund\_innen vor der Bühne.

Zwei Tage nach einem Montags-Konzert im U4 telefoniere ich mit Hannes Eder, um die Geschichte von Totgeglaubt und der Dokumentation so far zu rekapitulieren. Mit dem U4 hat die Band drei legendäre Wiener Locations, die schon in den 80ern und im selben/ähnlichen kulturellen Zusammenhang eine Rolle spielten, der die Musiker und Bands hervorbrachte, durch – Chelsea, Arena (im Juni 2016, Konzert und Filmpremiere) und eben die Goldfisch-Hütte. Dazu ein Auftritt beim Popfest und ein Open-Air «zuhaus» in Wiener Neustadt, ein weiteres Heimspiel einen Tag vor Weihnachten steht bevor. Keine schlechte Bilanz für eine Band von Menschen um die 50 mit teils fordernden Berufen und anderen Verpflichtungen. Eder preist das erwachsene Bandleben, «das Miteinander ist viel einfacher». Es hat etwas Befreiendes festzustellen, dass der «Vollfreak» nicht nur in einem selbst noch vorhanden ist, sondern auch in alten Freunden trotz vermeintlich straighter Fassade noch abrufbar ist. So steht weiterer Totgeglaubt-Konzerten 2017 nichts im Wege. Jemand dabei, Wiener Neustadt, am 23. 12.? ◀



Totgeglaubt: «Neubeginn» (Schaller) «Und es fängt von Neuem an», DVD (Golden Girls / Hoanzl) Live: 23. 12., Sub, Wiener Neustadt



Ein Liebender in Belutschistan: Vor der Hochzeit nimmt der Bräutigam ein rituelles Bad

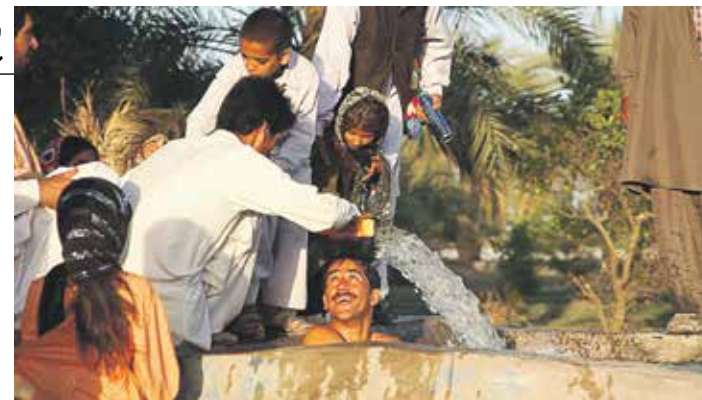


Foto: STADTKINO FILMWERK BH

Roadtrip in Irans «wilden» Südosten

## Vater & Sohn Allahyari auf Reisen

Erst im September kam der Dokumentarfilm «Rote Rüben in Teheran» von Houchang und Tom-Dariusch Allahyari in die Kinos, wenige Monate später startet schon die nächste Doku der beiden Filmemacher in heimischen Lichtspieltheatern. Es ist ein Film der Begegnungen; reiche Geschäftsleute, arme Kleinbauern, die leidgeprüfte Mutter eines drogenabhängigen Sohns, ein großer Musiker, der seinen Lebensunterhalt als Taxifahrer verdient, ein Mädchen, dessen Traum es ist, Schauspielerin zu werden, ein freudenstrahlender Bräutigam auf dem Weg zur Vermählung, sie und viele andere trafen Houchang und Tom-Dariusch Allahyari im persischen Teil Belutschistans. Alle haben ihnen abgeraten, dorthin zu reisen, es sei zu gefährlich, wurden sie

gewarnt. Doch Houchang und Tom-Dariusch Allahyari ließen es sich nicht nehmen, während ihrer gemeinsamen Iran-Reise, die südöstliche Provinz des Landes zu besuchen. Das Vater-Sohn-Filmemacher-Duo dokumentierte die Fahrt, entstanden ist daraus das wunderbare Roadmovie «Die Liebenden von Balutschistan». Der Titel bezieht sich auf einen belutschischen Mythos, die Legende von Hani und Marid, eine epische Liebesgeschichte, die den Film leitmotivisch durchzieht. Immer wieder erzählt Houchang einen Teil der Geschichte, die traditionellerweise auch in Liedform interpretiert wird. Tom-Dariusch und Houchang lernen den Musiker Gol Mohammad Balochi kennen, bei dem die beiden bei der Durchreise Unterkunft finden – Gastfreundschaft

gilt viel, zumal es in der Region praktisch keine Hotels gibt. Gol Mohammad Balochi interpretiert natürlich auch eine Version der Hani/Marid-Legende. Sein Gesang und Lautenspiel bilden einen Teil des Soundtracks, als krasser Gegensatz dazu werden zusätzlich Songs der Wiener Rockband «Freud» als Filmmusik verwendet. Die flotte Rockmusik passt eigentlich wie die Faust aufs Auge, verhindert aber vielleicht, nicht zu sehr in eine Sichtweise zu kippen, die das, was auf der Leinwand zu sehen ist, als rein archaisch, höchst exotisch, als das ganz Andere kategorisiert.

JL



«Die Liebenden von Balutschistan. Eine Reise ins Grenzgebiet Iran, Afghanistan, Pakistan» ab 13. Jänner im Kino

Die Verkäuferinnen und Verkäufer und  
das Team des Augustin  
wünschen allen  
Leserinnen und Lesern  
ein widerständiges,  
aber friedvolles  
Neues Jahr

## BIBLIOTICK

### Niedriglohn & Langeweile

«Als die Hilfswerke des Viertels auf-tauchten, um die Mecianer zu unterstützen, war allen klar, dass die Sache diesmal wirklich gelaufen war. Recht auf Wohnen, Restaurants des Herzens, Ärzte der Welt ... je näher einem all diese Hilfswerke auf die Pelle rückten, desto sicherer konnte man sich sein, dass man tatsächlich halbtief in der Scheiße steckte.» In Paris gibt es zwischen 1. November und 31. März keine Zwangsräumungen. Weil es offiziell kalt ist, darf niemand auf die Straße gesetzt werden: eine Art Notquartier, die sich im Gesetz einrichten ließ. Darum kommt der Bescheid für das ivorische Student\_innenheim «MECI» auch mit Räumungsdatum 1. April. Dort wohnt neben den Studierenden, die sich ständig für oder gegen irgendetwas versammeln, unter den Neuen, den Arbeiter\_innen, auch Ossiri. Er ist seit kurzem in Paris, arbeitet als «Wartelöhner», wie das gelangweilt herumstehende Wachpersonal der großen Kaufhäuser genannt wird. Junge Sans-Papiers, die für wenig Geld in den Konsumpalästen der Pariser\_innen anheuern. «Weit weg in der Provinz, im tiefsten Frankreich, soll es tatsächlich Wachleute geben, die weiß sind.» Seinen öden Arbeitsalltag beschreibt der Protagonist in Minitexten, die den Leser\_innen einem Glossar gleich die Kundschaft, das Personal, die Arbeit und die Produktpalette der Einkaufstempel in der Pariser Innenstadt näherbringen. «Hose aus weißem Leinen: Martinique. Als es auf Martinique noch Sklaverei gab, trugen die Békés solche Hosen auf den Zuckerrohrplantagen.»

Der Pariser Schriftsteller Gauz begleitet in seinem collageartigen Roman einen jungen Mann, der aus Abenteuerlust (und weil seine Mutter sagt, probier's doch, und dann komm wieder zurück) nach Europa aufbricht und dort verstehen lernt, was Globalisierung mit Kolonialismus, Arbeit mit Armut und Großstadt mit Klassenkampf zu tun hat. Er schreibt davon auf humorvolle Weise, in Sprachspielen und ohne Plattitüden. Und er webt einen ganz neuen Stoff, aus dem die Pariser Haute-(oder Basse-)Couture-Träume sind: «Der Umstand, dass man im Herzen von Paris über zahllose qualifizierte Arbeiter verfügen konnte, unterbezahlt und ohne Gewerkschaft, mit denen sich nach Belieben Schindluder treiben ließ, kam quasi einer Binnenauslagerung der Produktion gleich. Wahrlich eine kapitalistische Meisterleistung, das musste man den Chinesen lassen!»

lib



Gauz: Wartelöhner Unrast 2016, 125 Seiten



Ein dezenter Synthesizer aus dem Hause Brand – auch als «Tier» beschrieben

Ein Synthesizer feiert seinen 50er in den Loos-Räumen

## Aus der frühen Riege der Knarzerei

Wäre der Luster von der Decke gefallen, hätte sich wohl niemand gewundert, als die Pianistin und Komponistin Katharina Klement den Max-Brand-Synthesizer im Herrenzimmer der Loos-Räume anstimmte. Elisabeth Schimana vom Institut für Medienarchäologie und eine der Kurator\_innen der Ausstellung «Der Komponist Max Brand. Visionen, Brüche und die unstillbare Sehnsucht nach der elektronischen Oper» beschreibt dieses Musikinstrument gar als «Tier, das es zu zähmen gilt». Dieses «Tier» ist schon rein optisch und erst recht akustisch ein Fremdkörper in den altherwürdigen sogenannten Loos-Räumen in der Bartensteingasse, in denen die Musiksammlung der Wienbibliothek untergebracht ist. Der im heutigen Lwiw (Ukraine) 1896 geborene und ab 1907 in Wien lebende Max Brand wurde mit seiner futuristischen Oper «Der Maschinist Hopkins» (Uraufführung 1929 in Duisburg) schlagartig berühmt. Mit seiner Flucht vor den Nazis ging ein Karriereknick einher, von dem er sich nicht mehr so richtig erholen sollte. Brand ließ sich in New York nieder, wo er ab Mitte der 1950er-Jahre voll in die elektronische Musik eintauchte, u. z. mit dem «DIY-Prinzip», so Schimana, Institutionen, wie sie seine Avantgarde-Kollegen Pierre Schaeffer oder Karlheinz Stockhausen im Rücken hatten, ablehnend. Brand ersann Stücke, die ohne Protagonist\_innen ausgekommen sollten, also nur durch Klang- und Lichtmaschinen vorgetragen. Max Brand

war also Utopist, so verfasste er auch augenzwinkernd ein fiktives Interview zwischen einem «600 Pound» schweren «recorder» (Tonbandgerät mit rund 270 kg) und einem gewissen Mr. Brown, einem Bastler, der die oben erwähnte Synthesizer-Kreatur vor genau 50 Jahren erschuf.

Max Brand kehrte 1975 geknickt nach Österreich, genauer, nach Langenzersdorf zurück, denn er konnte nicht annähernd an die Opernerfolge der späten 1920er- und frühen 1930er-Jahre anschließen. Er verstarb 1980 und geriet in Vergessenheit, doch die avancierte elektronische Musikszene hat ihn langsam, aber sicher wiederentdeckt. So bestreitet auch am 12. Jänner Club-DJ und Produzent Patrick Pulsinger auf bzw. mit dem Max-Brand-Synthesizer unter dem Titel «Max brennt!» die Finissage der winzigen, aber für alle an Knarzerei Interessierten unumgänglichen Ausstellung.

reich



Noch bis zum 13. Jänner 2017  
Mo.–Fr.: 9 bis 13 Uhr (An Feiertagen geschlossen)  
Freier Eintritt  
Musiksammlung der Wienbibliothek

Auflösung von Seite 4:

Die Augustin Liebhaber\_innen wollen kein  
Wien ohne Augustin.

### Aufg'legt



#### ANA THREAT

«Cold Lve» (Vinyl)  
(Cut Surface)

[www.cutsurface.com](http://www.cutsurface.com)

Mit einem ausufernden Trommelwirbel leitet die One-Grrr!-Freak-Kombo Ana Threat (Happy Kids, Kristy And The Kraks) ihre erste Vinyl-Langstrecke ein. Gewohnt konsequent verweigert sie ihrer Kunst die ausgefahrenen Hauptstraßen und bewegt sich stattdessen auf den holprigen Schotterstraßen des Trash. Zwischen Geisterbahn, Retro-R'n'R, Hypnose-Beat und Garagen-Chic beschwört Threat den psychedelischen Kellergeist. Eine magische Clap-Stomp-Shout-Revue unter Einsatz von Rhythmusbox, Gitarre, Minimal-Schlagzeug, Orgel und auch jederzeit sehr willkommen jegliche Art von Hall und Störfrequenzen. In dieser Minimal-Aufstellung hat Ana Threat schon mehrere Kurzformate bespielt, bei «Cold Lve» geht es diesmal über die gesamte Spielzeit, ohne Längen, Maximaler-Beat. Ganz zum Schluss weht dann auch noch ein Lüftchen Exotica-Romantik durch das Geisterschloss – Herz, was willst du mehr. Gönnen Sie Ihren Hörgewohnheiten einen neuen Haarschnitt und geben sie sich «Cold Lve» hin!



#### KIDCAT LO-FI

«The Wet Album» (CD)

(Problembar Records)

[www.problembarrecords.net](http://www.problembarrecords.net)

Über den Umweg Netzmusik hat es Katrin Wieser samt ihren Songs auf handfeste Tonträger geschafft. 2013 erschien ihr selbstbetitelt Debüt «Kidcat Lo-Fi». Damals noch hauptsächlich als One-Woman-Show, in einer weiteren Hauptrolle die Ukulele als bevorzugtes Instrument. Inzwischen ist das Mini-Album «4 Seasons» (2014) erschienen und die Alleinunterhalterin ist zur Band gewachsen. Auch das unschuldige Lo-Fi hat sich professionalisiert. Geblieben sind die leichtfüßigen Melodien im Schunkeltakt, gespickt mit unblöden Textbeigaben. Blood, Sweat & Tears, sowie weitere abhängig machende Flüssigkeiten wie Koffein und Rotwein waren maßgeblich an «The Wet Album» beteiligt, wie das Album-Cover nachdrücklich unterstreicht. Zwischen Slow- und Fast-Forward, von tralala bis bluesrockig geht es flüssig zur Sache: «I Can't Sleep When I'm Sober» lässt uns Kidcat wissen, da hilft nur eins: «Have A Gin & Tonic», Cheers!

lama

«Aufg'legt» für die Ohren gibt es jeden Montag bei Radio Augustin (zw. 15 und 16 Uhr) auf Radio Orange 94,0.

## mama und oma

aus staub bist du, zu staub wirst du,  
und hinterm bett kommt er schon hervor,  
sagt die mama.

das sind ja preise, da kann man ja nicht hinschauen,  
sagt sie zu den autos im internet.

das leben ist kein wunschkonzert,  
und spielt sich ein neues lied auf handy.

der tanzt ja wie ein sich windender regenwurm,  
du bist viel fescher als der sich ringelnde tanzwurm,  
so mama über eine ziemlich angesagte band aus österreich.

man kann sich nichts d'erbeten,  
sagt die oma und verbringt diesen winter im heim.  
wenigstens hell ist es, der winter wird wohl länger dauern.

Elmar Mayer-Baldasseroni

und seine Mutter Christine sowie seine Großmutter Johanna

# Ich dachte, Glücksspiel sei verboten?

von Hans Wurst  
1. Teil

*Ich hatte eine sehr anstrengende Woche hinter mir, nachdem ich von einem Sozialarbeiter zum nächsten bin. Warum hab ich das getan? Weil ich in einer sehr hoffnungslosen Lage stecke, die meine Wohnungssituation betrifft. Auf die möchte ich jetzt eingehen. Damit ihr euch ein Bild davon machen könnt, gehe ich nun zum Anfang meiner Wohngeschichte zurück*

Ich bin 39, werde heuer 40. Ich lebe seit meiner Kindheit in dieser Stadt. Ich bin im westlichen Teil dieser Stadt aufgewachsen, habe dort bis zu meinem 19., 20. Lebensjahr gewohnt. Dort hatte ich meine Meldeadresse, und mit 19 hatte ich die Chance, die Wohnung von meiner Großmutter zu übernehmen, wollte dies auch tun. Jedoch wollte ich zuerst Geld investieren, um die Wohnung zu renovieren, weil sie schon sehr runtergeohnt war, weil zuvor auf zirka 45 Quadratmetern 4, manchmal sogar 5 Menschen gewohnt hatten.

Leider stellte sich meine Großmutter quer. Ich glaube, sie wollte in dieser Wohnung keine Veränderung, und das war der große Streitpunkt. Ich damals jung und stur, sie alt und stur. Deshalb beschloss ich für mich keine Miete zu bezahlen, wo ich mir heutzutage denke, das war ein großer Fehler. Auf der anderen Seite wiederum wäre ich jetzt nicht der, der ich bin, wenn ich dies getan hätte, und Fehler machen wir alle – ist ja menschlich, oder?

Ich konnte für ein paar Monate in dieser Wohnung bleiben. Eines Tages nahm ich einen damaligen Kumpel von mir und

*Manchmal schliefen wir auch in leerstehenden Häusern oder auf einer Parkbank oder in der U-Bahn-Station*



meiner damaligen Freundin mit nachhause, weil er Stress zuhause hatte und ich ihm helfen wollte. In dieser Wohnung waren im Wohnzimmer 4 Betten, ich schlief mit meiner Freundin in einem und er in einem anderen. Am nächsten Morgen, so um 7 Uhr in der Früh, öffnete mein Großvater die Wohnungstür und warf uns alle drei aus der Wohnung raus – somit war ich das erste Mal obdachlos. Mein Großvater hatte damals meiner Familie gegenüber behauptet, dass wir zu dritt eine Orgie gefeiert hätten, das sei der Grund für seinen Rauswurf. Natürlich stimmte der Vorwurf nicht.

## Pfandflaschensammeln

Nun hing ich in der Luft, wusste nicht, wohin mit mir und wie es jetzt weitergehen sollte. Jedoch hatte ich damals auch Glück, meine damalige Freundin wohnte noch bei ihrer Mutter, die dann so freundlich war und mich bei sich zuhause aufnahm. Dieser Aufenthalt war aber nicht von langer Dauer. So war ich wieder in der Situation. Ich habe dann mit meinen Punkfreunden die Nacht im Flex verbracht. Wir haben Flaschen gesammelt, für die gab's damals Pfand – 5 Schilling pro Flasche, und so verdienten wir uns unser Geld, das wir für Essen, Trinken, Hundefutter, Rattenfutter, was auch immer wir brauchten. Manchmal haben wir in der Früh am Schottentor geschnorrt, oder es ergab sich eine Möglichkeit zum Schlafen bei Bekannten, Freunden oder Leuten, die wir aus dem Flex kannten.

Manches Mal schliefen wir auch im Flex bis zur Sperrstunde. Ab und zu konnte ich auch bei der Freundin schlafen, hab mich dann in der Früh aus der Wohnung geschlichen. Manchmal schliefen wir auch in leerstehenden Häusern oder auf einer Parkbank oder in der U-Bahn-Station, bis die Polizei kam und uns vertrieb, dann sind wir zum Stadtpark und haben unter einer Brücke geschlafen.

Das ging ein paar Monate so. Ich hatte dann einen Job als Fahrradbote, und somit brauchte ich einen Platz, wo ich schlafen konnte. Ich bin dann zur Bahnhofs-Mission gegangen, und die haben mich in diversen Notunterkünften untergebracht. Das

lief so ab: Man musste jeden Tag zur Bahnhofs-Mission, und die haben einen dann zugeteilt in eine Notunterkunft. Ohne Zuteilung konnte man diese Einrichtung nicht aufsuchen. Die Regeln in der Notunterkunft waren folgende: Man durfte nicht betrunken sein, was mir persönlich nicht schwerfiel. Dann gab's noch eine Deadline, das heißt eine bestimmte Uhrzeit, zu der man spätestens dort sein musste, damit man Anspruch auf ein Bett hatte, z. B. 22 Uhr. Dort schlief man mit mehreren Leuten in einem Raum. In der Früh um 7 oder 8 wurde man dann aufgeweckt. Man konnte dort noch frühstücken, und dann musste man aus der Einrichtung raus, und abends durfte man mit der Zuteilung wieder rein.

## Arbeiten, Notschlafstelle, Arbeiten

Das ging etwa 3 Monate bei mir so – Arbeiten, Notschlafstelle, Arbeiten. Der Vater von meiner damaligen Freundin kannte die Frau Ute Bock sehr gut. Damals hieß es noch Gesellenheim, das Haus in der Zohmannngasse im 10. Bezirk. Er nahm mit der Frau Bock Kontakt auf und schilderte ihr meine Situation. Die Frau Bock war so freundlich und nahm mich in ihren Heim auf, wofür ich ihr bis heute noch dankbar bin. Danke, Frau Bock. Dort wohnte ich ungefähr 1 Jahr lang, war angemeldet in der Zohmannngasse.

Eines Tages fuhren ein Freund von mir und ich mit der U-Bahn. Wir sind gemeinsam auf einen Pusch gefahren. Wir hatten unsere Füße auf die gegenüber liegenden Sitze gelegt. Bei einer Station sind dann zwei Herren eingestiegen. Die zwei kamen auf uns beide zu und forderten uns auf eine lustige, charmante Weise auf, die Füße vom Sitz runterzunehmen. Dieser Forderung gingen wir dann auch nach. Danach kamen wir ins Gespräch und einer der beiden Herren sagte dann zu uns, er hätte in seiner Wohnung ein Zimmer frei und er gab uns seine Telefonnummer. Am nächsten Tag rief ich ihn an und fragte nach, wie es denn jetzt mit dem Zimmer aussieht. Er lud uns zu sich nachhause ein, wo wir dann bei einem Bier über das Zusammenwohnen und den Mietvertrag sprachen. Dann gab er uns den Schlüssel zu der



Wohnung. So lernte ich meinen damaligen Mitbewohner kennen. Mein Freund und ich zogen in das Zimmer ein. Mein Freund blieb nicht lang, ich glaub, dass er wieder zuhause gewohnt hat. Somit blieb ich alleine in dieser Wohnung. Nach rund ein drei Viertel Jahren gab es ein Problem. Es ging um einen Kredit, der für die Wohnung aufgenommen worden war, noch vor unserem Einzug. Der Grund, warum der Kredit aufgenommen wurde, war folgender: Es waren früher zwei Wohnungen, die zur einer großen gemacht wurden.

Bei der Krisensitzung kam dann heraus, dass die Miete steigen würde, was ich mir nicht mehr leisten konnte. Ich habe damals vom Schnorren, später vom Augustinverkaufen gelebt. Ich war wieder obdachlos und verließ für eine Zeitlang die Stadt, bin nach Salzburg und später dann weiter nach Köln gefahren, wo ich dann fast hingezogen wäre. In Köln hielt ich mich in einem Punkhaus auf. Das Haus wurde von der Stadt Köln gefördert, einmal in der Woche kam die Tafel vorbei und brachte Essen.

## Schnorren und Straßenzeitungsverkauf

In Köln habe ich dann versucht, vom Schnorren und dem Verkauf der dortigen Straßenzeitung zu leben. Die Straßenzeitung hat sich dort sehr schlecht verkauft. Somit schnornte ich weiter. Eines Tages, es war schon sehr kalt draußen, ging ich so durch die Straßen, und da fiel mir ein Lokal auf. Auf dem Schild draußen stand «Österreichische Küche», und sie hatten auf der Karte auch Biersorten aus Österreich. Neugierig wie ich bin, bin ich da rein, um mir einen Tee mit Rum zu bestellen und um

mich aufzuwärmen. Ich kam mit den Betreibern dieses Lokals ins Gespräch, dabei stellte sich heraus, dass die Betreiber beide aus dem Burgenland waren.

Eines Tages, als ich beim Schnorren war, kamen zwei Polizisten auf mich zu und kontrollierten mich. Kurz darauf, als es schon vorbei war, kam die Betreiberin vom Lokal und fragte mich, was die von mir wollten. Ich hab ihr erzählt, worum es ging. Sie meinte dann sehr freundlich zu mir: «Hättest ihnen gesagt, dass du zu uns gehörst und dass du bei uns arbeitest.» Sie bot mir daraufhin einen Job an, ich sollte die WCs ausmalen. Was ich dann auch tat. Ich bekam dafür zirka 50 DM und Essen und Trinken. Sie schlug mir des weiteren vor, dass, wenn ich Köln bleiben möchte, ich ihren Bierlieferanten bei der Auslieferung helfen könnte, gegen Bezahlung. Ich ließ mir das Angebot durch den Kopf gehen, schlussendlich zog's mich dann nach Wien zurück. Jedoch bevor ich nach Wien zurückgefahren bin, lernte ich noch einen jungen Punk kennen, der einen kleinen Hund hatte, einen Welpen, und er hatte noch eine Hündin dabei. Ich hatte damals auch einen Hund, einen Labradorschäfer-Mix, besser gesagt, einen «Straßenkreuzer». Der junge Punk war so freundlich und nahm mich bei sich zuhause auf. Der Punk, zirka 17 bis 18 Jahre alt, kam mit seinen Hunden nicht wirklich zurecht, fiel mir auf. Dann hab ich zum ihm gesagt: «Wenn du willst, nimm ich die Hündin.» Er willigte ein, und so machte ich mich mit zwei Hunden und keiner Wohnung auf den Weg zurück nach Österreich.

Ich fuhr mit dem Wochenendticket, das es damals gab, zurück. Das Wochenend-

*Dann gab er uns den Schlüssel zu der Wohnung*



ticket war sehr praktisch, man zahlte eine Karte, rund 28 DM, und mit dieser Karte konnte man bis zu 5 Personen mitnehmen. So konnte man reisen, auch wenn man kein Geld hatte, aber man brauchte dafür viel Zeit, weil es nur für Bummelzüge galt. Also bin ich von Köln nach Salzburg gereist. In Salzburg angekommen, lernte ich damals meine neue Freundin, eine Punkerin kennen. Sie hatte einen Hund. Wir verliebten uns, ich konnte bei ihr zuhause unterkommen. Sie hatte eine kleine Wohnung, es waren dort noch ein paar andere Punks, die dort gewohnt hatten. Ich schätz mal ungefähr acht Leute und viele Hunde. Ich habe den «Asfalter» verkauft, das war die dortige Straßenzeitung. Damit habe ich mir unsere Weiterfahrt nach Wien finanziert, denn man hatte in der Stadt als Punk nicht viele Möglichkeiten – entweder saß man an der Salzburg und betrank sich oder man schnorrt, oder andere wiederum, so wie ich, verkauften die Straßenzeitung. Der «Asfalter»-Verkauf ging richtig gut, so hatten wir sehr schnell das Geld für die Fahrt beisammen.

*Fortsetzung folgt*

*Den 2. Teil der Wohngeschichte können Sie im Augustin Nr. 428 lesen, der am 18. 1. 2017 erscheint*

Aus der KulturPassage

## Papierkunst

Das Theatermuseum widmet sich mit einer kleinen Ausstellung dem Papiertheater, dessen Vorläufer Papierkrippen und Guckkästen waren. Im 19. Jahrhundert kam der Trend auf, sich zuhause Bühnen aus Papier oder Holz zu bauen und diese mit Figuren aus Ausschneidebögen, die man bei Verlagen erwerben konnte, zu bespielen. Gespielt wurden klassische und beliebte Stücke und später auch Märchen. Die ersten Miniaturbühnen fanden sich in England und Deutschland. Im Biedermeier durften die «Mandelbögen» – Ausschneidebögen, die bestimmte Szenen oder Personengruppen zeigen – in keinem bürgerlichen Haushalt fehlen. Das Papiertheater ist aber keineswegs ausgestorben, sondern wurde nach langer Zeit und mit neuen technischen Möglichkeiten wiederbelebt. Davon zeugen einige Festivals, vor allem im deutschsprachigen Raum.

Führend auf dem Gebiet war, aufgrund der attraktiven Gestaltung seiner Vorlagen, der Verlag Trentsensky, der 1819 von den Brüdern Joseph und Matthias Trentsensky gegründet wurde. Der Verlag wird von Joseph geleitet, da es dem Bruder Matthias aufgrund seiner Laufbahn im Militär nicht gestattet ist, ein bürgerliches



Sozialvoyeurismus vor 150 Jahren: «Frau mit betrunkenem Mann» (Figur des mechanischen Theaters)

Foto: Theatermuseum, Wien

Gewerbe auszuüben, jedoch ist er der kreative Kopf und knüpft Kontakte zu jungen Wiener Künstlern. 1825 erscheinen die ersten Bögen, die Vorhänge, Dekoration, Versetzstücke und Figuren enthalten. 1845 geht der Verlag eine Verbindung mit der lithografischen Druckerei von Eduard Siege ein. Nach dem Tod der beiden Brüder übernimmt Matthias' Ehefrau den Verlag, der 1879 seinen letzten Verkaufserfolg mit der fast 50 Bögen umfassenden Darstellung des Festzuges anlässlich der Silberhochzeit des Kaiserspaars feierte. Danach konnte sich der Verlag nicht mehr am Markt halten, da er von anderen

Betrieben, die durch billige Massenproduktion im Vorteil waren, abgelöst wurde.

Etwas später entstanden, und als Bruder oder Schwester des einfachen Papiertheaters anzusehen, ist das mechanische Theater, dessen Figuren aus Pappe, Holz oder Metall waren und das bunt bemalt wurde. Mithilfe einer Kurbel wurden die Figuren zum Leben erweckt und konnten beispielsweise Rad fahren oder reiten und bewegten sich durch die Szene. Hinzugefügt wurden auch noch Geräusch- und Lichteffekte. Besonders gut gefallen hat mir der große Guckkasten mit biblischen Motiven.

Das Museum hat in liebevoller Kleinarbeit mechanische Figuren nachgestellt und sogar das Märchenspiel «Prinzessin Wunderhold», das sich seit 20 Jahren im Besitz des Museums befindet, animiert und als Film zu neuem Leben erweckt. Des Weiteren sind viele eindrucksvolle Originalskizzen zu sehen. Eine kleine, aber feine Ausstellung.

Desiree Bernstein

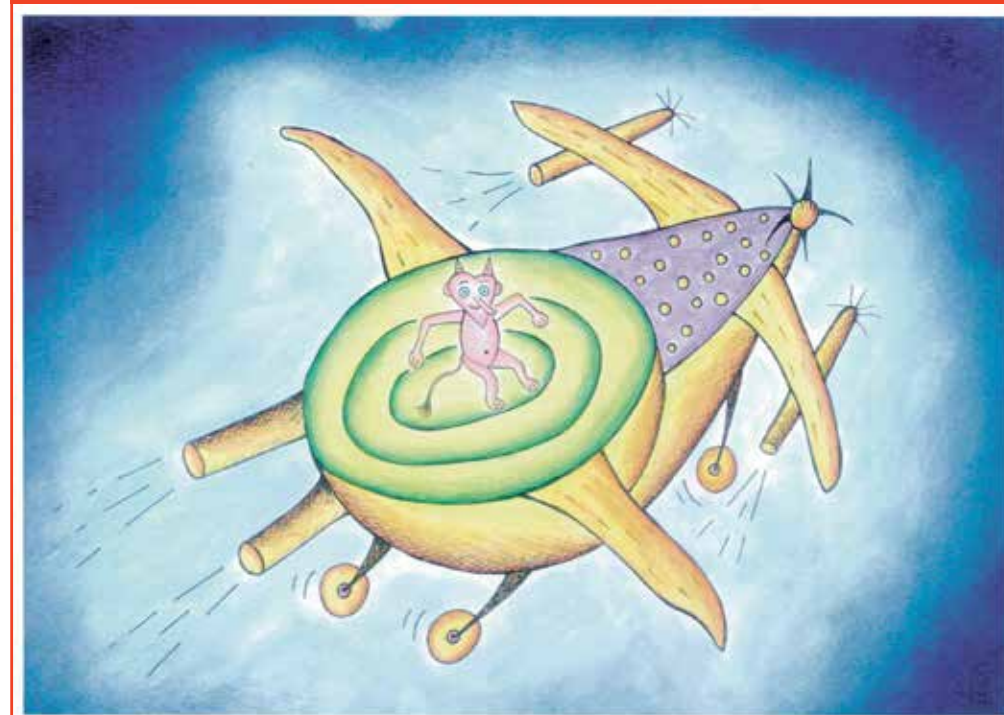


«In den eigenen vier Wänden. Papiertheater – eine bürgerliche Liebhaberei» bis 20. März 2017 im Theatermuseum Lobkowitzplatz 2 1010 Wien [www.theatermuseum.at](http://www.theatermuseum.at)

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt zu besuchen.

[www.hungeraufkunstundkultur.at](http://www.hungeraufkunstundkultur.at)

## TONIS BILDERLEBEN



Mondkalb im Raumschiff

Anton Blitzstein

Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (71)

## Wochenendfreizeitgestaltungsaktivitäten



Hüseyin muss mittlerweile nicht mehr so früh aufstehen, um rechtzeitig in der Arbeit zu sein. An einem Dezembertag steht er ohne irgendeinen Wecker gegen 4:30 in der Früh in seiner Wohnung, die nur ihm allein gehört, auf. Er erinnert sich an die Tage mit dem Vater bei der Straßenbaufirma in den Achtzigern. Unter der Woche, jeden Tag in der Früh um halb sechs musste er aufstehen. Das Ritual war immer das gleiche. In dem kleinen Barackenzimmer wohnten er und sein Vater nicht allein. Ein dritter Mann wohnte auch in diesem nicht einmal 15-Quadratmeter-Zimmer. Ein sehr behaarter Mann aus der Gegend, aus der Hüseyins Vater kam, teilte mit den beiden das Zimmer. Die Wochenenden verbrachte der Zimmergenosse der Familie Hüseyin immer bei der österreichischen Freundin in Korneuburg. Er und Hüseyins Vater unterhielten sich eher über die Familie in der Türkei. Der dritte Mann im Zimmer verheimlichte seine Beziehung mit der Österreicherin nicht. Manches Mal holte sie ihn von den Baracken ab. So konnte Hüseyin die Freundin des dritten Mannes kennenlernen. Er erlaubte ihr nicht, sich mit ihnen zu unterhalten. Sie gingen gleich wieder weg. Es waren nur Türken und Kurden da. Die Jugos waren am Wochenende weg. Hüseyin war 16 Jahre alt. Noch ein Kind. Er verstand die Beziehungsformen der älteren Gastarbeiter nicht. Die Wochenenden verbrachten die meisten von ihnen im Tanzsalon «Oberbayern» im Prater. Hüseyin war in den Achtzigern Zeuge dieser aufgeschlossenen Gastarbeiter, und deren Interesse für die Tänze in Österreich.

Manchmal haben ihn die Freunde des Vaters in den Tanzsalon mitgenommen. Bei diesen Besuchen hat man kurz hineingeschaut, ob die Atmosphäre da drinnen passt oder nicht. Es ging nicht unbedingt um die gute Musik. Nein, darum ging es nicht. Mann schaute schnell rein, ob Frauen, die zu angeln wären, schon da waren. Hüseyin verbrachte die meiste Zeit an den Wochenenden allein. Zwar nahm der Vater ihn immer mit auf seinen Wochenendtouren – fotografierend durch Wien, wo die damaligen Gastarbeiter ihre Wochenendfreizeitgestaltungsaktivitäten erlebten. Dem Hüseyin war es nicht immer angenehm, als Sechzehnjähriger bei

diesen langen Märschen hinter dem Vater durch Wien zu marschieren. Ihm war es auch manchmal peinlich, dem Vater, dessen Leben ihm eigentlich fremd war, zu folgen. Aber viele kannten ihn. Alle kannten ihn, den Gastarbeiterfotografen. Er wusste, wie er die Leute in Szene setzte. Er suchte die Hintergründe für die posierenden Personen aus. Meistens waren im Hintergrund Rosen. Es ließen sich nur die Migrant\_innen von ihm fotografieren. Die Fotos lieferte er eine Woche darauf wieder auf seinen fotografischen Touren durch Wien an den Mann oder die Frau. Er war fast jedes Wochenende am Südbahnhof oder auch im Prater. Am Südbahnhof war auch der Hüseyin jedes Wochenende. Hüseyin ließ die Filme bei der Frau Christa in einem Fotogeschäft am Südbahnhof entwickeln und vergrößern. Am Südbahnhof verbrachten

viele Türken ihre Freizeit. Das Verbringen der Freizeit bestand darin, auf der Suche nach einer Frau zu sein. Da merkte der Hüseyin durch die Art eines Mannes während des Aufenthalts im Bahnhof, ob er einen Mann treffen würde oder ob er auf der Suche nach dem anderen Geschlecht war. Wenn er die Hände am Rücken aneinander gedrückt, oberhalb des Gesäßes hat und in der rechten Hand die Kette zum Spielen, ist er auf der Suche nach einer Frau. Balzposition. Natürlich, sich auf einem Bahnhof aufzuhalten hat nicht nur mit der Suche nach einer Frau zu tun. Das Kommen und Gehen der Menschen ist auch für sie ein Ereignis. Sie möchten auch in einen Zug einsteigen und in die Heimat fahren.

Ihnen wünscht Ihr Hüseyin eine fröhliche und gesunde Weihnachtszeit.

Mehmet Emir

## Trauma

Ich kann nicht sehen  
was ich denke  
wenn ich nicht fühle  
was ich weiß

## Psychohygiene

Schublade um Schublade entrümpelt  
gedankendifferent

## Trash TV

Im Blätterwald der Sensation  
erwartet dich nur Spott und Hohn  
drum bleib bei deinem Leisten, Schuster,  
sonst wird es für dich zappenduster

Janina Niemann-Rich

## Blickwinkel

Fotografiert  
liebendes Ich  
das Du  
Sternenlichtbilder

## Am Boden

Viele Beziehungen  
propellerrotieren  
kein Glücksabflug

## Angedockt an Öde

Tag im Weltraum: All-Tag  
Vakuumtag ohne Liebe:  
Alltag

Jürgen Riedel

Cherchez la femme\* Am Küchentisch mit Jella Jost

# Poetin des Herzens

*Monika Stadler – eine ganz besondere Musikerin*

**D**as Kaffeehaus Jelinek im 6. Bezirk. Ich erinnere mich noch sehr deutlich an die früheren Besitzer\_innen, vor vielen Jahren. Sobald ich das Café damals betrat, musste ich mit allem rechnen. Gelegentlich wurden Gäste angegangen oder heftige Diskussionen geführt, wie viele Brösel denn der Gast schon wieder am Boden und am Fauteuil verteilt hat. Die Dame des Hauses war anspruchsvoll, und das ließ sie jede\_n spüren. Sie changierte emotional gekonnt zwischen sauren Gurken und Zuckerbäckerei. Eine Ehre, wenn ich freundlich begrüßt wurde. Ich war tatsächlich sehr dankbar, wenn mein Häferl-Kaffee ohne Murren auf meinem Tisch landete. Schepper! Das wienerisch-schmalzige böse Charmante lebt. Nun sind neue Inhaber dort. Ich traf mich mit Monika Stadler pünktlich zur Tea-Time. Sehr höfliches «Guten Tag» und «Bitte sehr» der Kellner\_innen. Umgangsformen in EU-Form. Auch gut. Unkompliziert. Easy Handling.

## Die Wiege der Menschheit

«Wer die Harfe liebt, muss Monika Stadler gehört haben. Wer Monika Stadler gehört hat, liebt die Harfe.» Dies schreibt die «Deutsche Tageszeitung» über die Harfenistin. Tatsächlich ging es mir genauso. Ich besuchte im September ein Konzert in der Otto Wagner Kirche bei freiem Eintritt. Was mich dort erwartete, war Tiefgang und Entspannung meiner Seele und meines Körpers. All das ohne Esoterik, ohne Geschwätz, ohne Verkaufszahlen, ohne Druck. Allein der volle, tragende, aber sanfte Klang der Harfe bezaubert im Nu. Er verführt. Er beglückt. Die Harfe verbindet Himmel und Erde, sagt Monika im Gespräch. Die Harfe stammt aus der kulturellen Wiege der Menschheit, Mesopotamien. Zwischen den fließenden Strömen Euphrat und Tigris schufen die

Menschen das Saiteninstrument. So erzählt die Musik Monika Stadlers von der Schönheit der Natur, streicht über schroffe Felsen hin zu melodösen Wellen des Wassers nach Verbindung zwischen Leichtigkeit und Tiefgang. Ein wahres Wunderwerk an wohlklingender, höchst professioneller Musik, insbesondere jetzt zu dieser Jahres-(Weihnachts-)Zeit.

Monika Stadler komponiert, improvisiert und ist Dozentin an in- und ausländischen Universitäten. Beharrlich und diszipliniert hat sie sich ihr eigenes künstlerisches Refugium geschaffen – das der Harfen-Improvisation zwischen Eigenkompositionen, Klassik, World-Music und Jazz. Diese Harfe klingt anders als das, was ich bisher gehört habe. Ich war begeistert und kaufte mir mehrere CDs. Zuhause höre ich Monikas Klänge, um runterzukommen, zu relaxen und meine Stimmung zu heben. Alle CDs tragen das Prädikat «empfehlenswert». Ihre Website lautet ganz einfach: harp.at. Unbedingt anhören.

Mit «Maho Bay» reise ich in die Karibik und sause über türkisblaues Meer, Orte, an denen ich nie war und wo ich nicht weiß, ob ich sie jemals sehen werde. Die Musik aber öffnet mir den Raum, und ich bin dort. Die Töne perlen im Licht der Sonne auf dem tonnenstarken Zug der Saiten. Monika musiziert mit verschiedenartigen Harfen, in diesem Musiktitel aus der CD «Song for the Earth» mit einer keltischen Harfe, sie produzierte Aufnahmen in Kooperation mit dem Perkussionisten Franz Schmuck. Ich versetze mich in ihre Lage und bin ein wenig melancholisch, nicht durch die Welt reisen zu können, wie Monika Stadler es tut: Japan, USA, Vietnam, Großbritannien, Slowenien, Serbien, Kroatien, Schweiz, Holland, Frankreich, Polen, Tschechien, Italien, Israel, Liechtenstein, Schottland, Ungarn, Marokko, Algerien. Sie hat mit musikalischen Spitzenpartner\_innen zusammengespield wie Marianne Mendt, Richard Österreicher, Wayne Darling, Jon Sass, Peter Ponger, Peter Ratzenbeck oder Adrienne Mutterthaler. Die Reisen ins Ausland unternimmt sie haupt-

sächlich solo, manche mit Franz Schmuck oder Wayne Darling.

## Szenischer Einschub: das narrische Kasperltheater

Immer noch gibt es tatsächlich auch die andere Seite eines Künstlerinnenlebens, das weiß ich, das erlebe ich, darüber schreibe ich, Jella Jost. Mit Pressearbeit, PR, Bühnenarbeit, Studioarbeit, Konzertreisen, Einstudieren, Üben und Vorbereitungen ist der Künstler\_innenberuf ein hart verdientes Broterwerb. Abwertung, Geringschätzung, unfassbarer Leistungsdruck trifft uns aller Orten, nimmt unsere Lebenskraft und zerstört sogar kreatives Potenzial. So brauchen wir eine dicke Haut auf sensibler Tastatur der Empfindungen und Wahrnehmungen. Wir sollen unser Allerbestes geben, also Vorhang auf: «Bitte üben, was das Zeug hält! Von Zehne bis auf'd Nocht! Am Abend treten wir auf und spielen und begeistern! Hingabe! Liebe! Aufopferung bitte! Maximale Professionalität! Applaus, Applaus! Großer Erfolg! Gemma verbeugen! Verbeugen! Ja, verbiegen! Raus auf die Bühne! Ojeger! Jez hauts den Kasperl aber um'd Erd. Geh schod, der Kasperl is eben a nur a Mensch.» Was kriegt der Profi-Kasperl als Gegenleistung? Einen Bettel und oft noch Missachtung als Draufgabe. Außerdem lauert das grüne Krokodil. Sein Maul schnappt zu. Auweh – Vorhang bitte! – Oba geh, is ja nur a Theater ...

## Das Lachen eines Kindes ist wie ein Stück des Himmels

Nein, Monika Stadler lebt weder prekär noch frisst sie das böse Reptil, aber immer wieder gibt es in Künstlerleben Phasen, in denen wir uns ein befriedigendes Kasperltheater wünschen und nicht nur eine Kulturfarce im Sinne von «Strengt euch a bisserl an, nur die Härtesten kommen durch, na, das schafft ihr schon»-Selbstausbeuter-Modell bis zum Herzinfarkt oder Suizid durch Erschöpfung. Ich steige jetzt

**Wir Musikerinnen  
– jede eine Venus!**

ordentlich aufs Gas und sage: Publikum und sogar Veranstalter\_innen, aber auch Kulturpolitiker\_innen glauben, wir leben im Schlaraffenland. Das tun wir nicht! Die meisten Künstler\_innen leben prekär, das heißt auf gut Wienerisch: eher ziemlich fast arm. Tatsache. Schon gewusst? Sich schon mal dafür interessiert und nicht nur geglaubt oder gehört? Wir sind diejenigen, und das ist unser Auftrag, die hineinspüren, die hinsehen und sich mit sich selbst und der Welt in Verbindung setzen, auseinandersetzen, musikalisch, sprachlich, mit Gesang oder mit Wort.

Wir sind diejenigen, die versuchen, mit dem Kitt aus Kreativität und dem Glauben an Schöpfung und Schönheit in den Menschen uns selbst und alle anderen wiederherzustellen, als Gemeinschaft, als Gesellschaft, als Bürger\_innen. Ohne Kunst, ohne Erleben, ohne Spüren sind wir tot. Leer. Nichts. Verblasst. Eine Hülle, die funktioniert. Zum Glück gibt es Frauen wie Monika Stadler. Sie geben und geben und geben. Ihr Publikum liebt sie. Musikerinnen wie Monika verzaubern mit Poesie und nicht mit Kitsch, das ist ein wesentliches Element in Monikas Musik, feingliedrig, zurückhaltend kraftvoll und perfekt mittig abgestimmt zwischen ihrer Stimme und der Harfe. Sie ist Virtuosin, Komponistin und Sängerin zugleich. Das Timbre ihrer Stimme schwingt sich mit dem Harfenspiel ein zu einem Gipfel-Duo, das sich liebkost und sich ineinander spiegelt. Es erinnert mich an eine Schar Vögel am klaren Himmel fliegend über einem See. Lebendig und viril. Die Harfe ist ihr Text, ihr Buch, ihre Geschichte, ihr Leben, ihr Herz. Die Harfe ist ihre Partnerin. Das Lachen eines Kindes ist wie ein Stück des Himmels, steht auf ihrer Website.

## Pionierin der freien Harfen-Improvisation

Monika Stadler hatte anfangs alle konservativen Wege einer Konzertkarriere eingeschlagen; Harfenstudium mit 13 Jahren am Bruckner Konservatorium Linz, Konzertfach Harfe an der Universität für

Musik und Darstellende Kunst, Engagement während des Studiums bei den Wiener Symphonikern und Ensemblemitglied beim Carinthischen Sommer, und nach einem Abschluss mit Auszeichnung erhielt sie ein Stipendium für Jazz-Harfe in Amerika, da es in Europa keine Möglichkeit dafür gab. Weitere Stipendien folgten, und sie studierte in Boston, in den USA, wo es sie auch später immer wieder hinzog. Ausgezeichnet wurde sie mit dem Kulturpreis Art Cop 2011, dem 2. Preis Jazz & Pop Harp-fest in Chicago 1993 und Orlando USA 1994 sowie 1992 in Velden in Österreich in der Talentshow mit dem 1. Preis. Zahlreiche Publikationen, Notenhefte sind im Verlag Doblinger und Creighton's Collection erschienen. Facettenreich und liebevoll arbeitet Monika Stadler an ihrer Karriere. Zurzeit sucht sie ein neues Management für ihre Konzerttätigkeit. Ihre freie

Improvisation habe ich live miterlebt. Sie kreiert einen eigenen Stil, auf der Suche nach ihrer eigenen Musik mit Elementen des Jazz, der Klassik und World Music und nach Erweiterung der Technik ihres Harfenspiels. In ihren Workshops sagt sie: Weg von den Noten und hin zu den eigenen Melodien! Ihre Workshops sind eine Erweiterung des musikalischen Horizonts und dienen zur Anregung der eigenen Kreativität, lese ich auf ihrem Flyer. Monika hat sich als Frau, als Musikerin, als Harfenistin durchgesetzt. Ihre technische Brillanz schmiegt sich perfekt dem goldenen Glanz der Otto-Wagner-Kirche an. Monika und ich sitzen uns gegenüber. Nach langem Reden Schweigen. Wie schön die kurze Stille zwischen uns. Wir zerreden sie nicht. Mehr ist nicht zu sagen. Der Rest wird musiziert. Und gut bezahlt bitte. Und Vorhang.

Text &amp; Grafik: Jella Jost

\*Cherchez la Femme ist eine Redensart: Da steckt die Frau dahinter. Wörtlich: Sucht die Frau

## Wörterreihen I

von Claudia Magler



Foto: Claudia Magler

**A**uf leisen Sohlen sollen sie verschollen. Im Verruf der breiten Woche, braches Land im allgemeiner Gut. Verschnitt im Aufschnitt mit dem Hülsenzauber der Glut auf dem Dach. Entscheidungen fallen wie Mikadostäbe. Hole das Silikon aus deiner Brust. Lust bekommst du nicht. Dicht an der Wand perzel ich in ein Dilemma. Gemma zu mir oder zu dir? Nirgendwo ich ich hin gezogen oder habe ich mich als die Fetzen flogen. Purpurrotes Geschrei am Teich zur Südsee, Tee zum Fasten und Hasten. Mästen wäre eine Abweichung. Seichtes Licht dicht an der Bagadelle. Helle ist das Licht mit Noblesse. Wie Lyrik oder Gedicht. Mitten in der Dritten hat die Plombe keinen Platz. Nicht ein Satz so exakt das Original korrigiert. Und schmirt auf Brot ohne Rinde. Geschwinde Zähne fallen in das Glas. Was macht das schon, wenn niemand zuschaut, sich einen Scherz klaut und dann weiterschaut? Zu den Bauten, wo die Blauen Freunde lauten. Ein paar sind dagegen,

aber diese sicher krank im Kopf oder gar in der Birn, krank, wenn auch schlank und rank. Sie wählen ihre Freunde, die aber nicht so am Wahlzettel stehen. Nach langem Denken fällt ihnen ihre Um- taufe ein: FPÖ. Strache verstehen sie immer und Hofer war auch leicht zu merken. Die Kornblume, die aufgesteckte, finden sie schön. In natura ist ihnen noch keine unter gekommen. In der Stadt gibt es keine Natur und daham ist daham. Letzteres gilt für die Landsleute auch. Nur sie kennen die Kornblume und den Korn auch. Bedeutung hat keine Bedeutung. Deswegen haben sie auch immer rot gewählt, wegen dem Korn, aber seit ein paar Jahren ist es Blau auf ihrer Nase, wenn sie die Augen nach innen schielen. Sie haben sich jetzt für

Blau am politischen Parkett entschieden. Alles geschehen im Kollektiv, denn alle anderen san deppert oder krank. Das tut niemandem weh. Stimmt auch, aber angenehm ist diese Zuschreibung trotzdem nicht. Um zur Masse zu gehören, wählen sie alle

diese blaue Kornblumenfarbe – rein der Zusammengehörigkeit wegen. Die Sturen in der Gegend rebellieren und bleiben bei ihrem roten Standpunkt. Aber die Modefarbe ist grün. Hofer freut sich über seine Niederlage mit einem strahlenden Lächeln, beigelegt ein sanftes Grinsen. Er legt Freude und Sanftmut über jede seiner Emotionen. Wie es auch tobt, er transformiert es in falsifizierbare Güte. Der Wolf in Edelsmontur. Jetzt verfällt Österreich in einen Winterschlaf. Brav hütet ein jeder sein Heim. Daheim kleinlaut sein. Ein wenig. Damit zu

Weihnachten der Protz ausgepackt werden kann. Die Seitengassen werden plötzlich wichtig. Sturm und Turm der Veraderung. Sand verläuft im Strand. Explosion und Emulsion. Alle Kategorien durchschauen. An der Kapsel gesundete Zahl, Fall der Geschlechter. Meistens mögen alle einen, keiner, der zu mögen ist, wer frisst ihm aus der Hand? Alle haben genau diesen Gusto nach dieser chemikalischen Zusammensetzung, denn die Chemie muss stimmen zwischen den Geschlechtern. So ruft der Kaiser, schöner werden wir nimma. Es wird nur schlimma. So gibt es Substitute, Zahnfüllungen und Playboyhaserl und Zimt zur Aphrodisierung. Es steht zur Auswahl der Hengst, der schon fürchtet, die Schönste versäumt zu haben. Das System platzt als alle nach den Gegenständen greifen. Einer brachte alle hin bis der Kaiser kam. Einer kriegt keine. Weine nicht, es gibt sicher einen zweiten Durchgang. Lang mit Prise und Stein, der alles tut um allein zu sein. Weinkenner. Die Dreiecksdosen glühen und blühen in der Schachtel. Fuchtel an den Granden. Fanden Gold und Heu am Wasser. Der Aufpasser hat weggeschaut. Gebraut habe ich die Kostbarkeit. Ein Wild war nicht weit. Die Zeit zerstückelt, gebröckelt. In den Fängen trugen die Gelassenheiten ihr Lasso in den Groben. Schoben die Forzzia von von Augen und schau von den Blauen an zu verdauen die Arie von Archaisch bis Arisch. Trugschlüsse wie Judasküsse in den Haaren, die sich paaren mit Halogenlampen und den Schlampen. Übern Zaun schaun und Königin werden, das Kind gebären. Auf den Sohlen sollen wir verschollen.

... sie kennen die Kornblume und den Korn auch



## Mein erstes Ballkleid

von Heidemarie Ithaler-Muster

Tanzen bedeutet für mich besondere Lebensfreude, körperliche Kreativität, Bewusstsein, Erotik, Spontaneität, und es kann helfen, Spannungen zu lösen. In vielen Kulturen spielen Tänze eine große Rolle und haben in Ritualen verschiedene Bedeutungen. Für mich ist es Ausdruck meiner Seele, aber auch meiner Hingabe und Beziehung zum eigenen Körper.

**M**einen Tanzstil entwickelte ich mit 15 Jahren bei der Musik von Boney M.: «Brown Girl in the Ring». Das spielte sich in unserer Küche in meinem Elternhaus ab. Bald kam die Zeit, dass ich mit meiner damaligen besten Freundin in die Diskothek gehen durfte. In diesem Jahr tanzte ich den ganzen Sommer lang. Später kreiste ich meine Hüften zu den rhythmischen Klängen der Achtzigerjahre sogar allein auf der Tanzfläche und genoss die bewundernden Blicke mancher Gäste.

Mit 17 Jahren war ich Mitglied der Landjugend in Leutschach, und es wurde ein Tanzkurs für Volksmusik, Walzer und moderne Musik organisiert. Begleitet zu diesem Kurs wurde ich von meinem älteren Bruder Harald, der damals schon den Führerschein hatte. In dieser Zeit bin ich flügge geworden, bevor ich die Schule abgeschlossen hatte und es mich dann nach Kärnten zog. Meine erste Tanzstunde werde ich nicht vergessen. Alle Frauen wurden von hübschen Männern als Tanzpartnerin ausgewählt, nur ich nicht. Mich wollte keiner haben, obwohl ich mich mit meinem geblühten kurzen Sommerkleidchen besonders herausgeputzt hatte. Ich schämte mich dafür ein bisschen und war traurig darüber. So musste ich mit meinem Bruder die ersten Tanzschritte absolvieren. Es waren nicht nur die ersten Schritte am Parkett, sondern auch meine ersten Schritte ins Leben.

### Ein bodenlanges großes Schwarzes

Ein Jahr später stand ich dann mitten im Beruf, in Villach als Kellnerin. Im Winter gab es hier viele Bälle, und ich wünschte mir sehnlichst ein Ballkleid, um auch einmal dabei zu sein. Da ich im ersten Monat noch nicht genug verdiente, borgte mir meine Freundin, die auch hier in Kärnten arbeitete, das Geld hierfür. So machte ich mich in der Stadt auf die Suche nach meinem ersten Ballkleid. Es wurde ein

bodenlanges großes Schwarzes, mit tiefem Dekolletee, in der Mitte ein wenig gerafft, und breiten Trägern. Es kostete tausend Schilling. Stolz und zufrieden betrachtete ich mich mit diesem Einzelstück im Spiegel. Ich war eine junge Dame geworden.

So wurde es Weihnachten. Der erste Schnee kam, die Temperaturen fielen auf Minusgrade, sodass die Eisblumen auch ihre Chance hatten, auf den Fensterscheiben zu blühen.

Der Jägerball stand vor der Tür, und dort wollte ich hingehen. Ich fand im Restaurant, wo ich arbeitete, gleich einen Stammgast mit Auto als Begleiter. Es war ein schrulliger junger Mann mit steirischem Akzent, der stolz darauf war, dass er mich mitnehmen durfte. So zog ich mein schwarzes Ballkleid an und streifte es majestätisch über meinen Kopf. Es passte wie angegossen. Als wir in Villach angekommen waren, stieg ich wie eine junge Diva aus dem Auto aus und zog alle Blicke auf mich, als wir den Saal betraten. Verlegen suchte ich mit meinem Begleiter schnell einen Sitzplatz. Die vielen Menschen lachten fröhlich, vom Alkohol schon leicht angeheitert, die Musik war laut, in den Reihen wurde geschunkelt. Die Tanzfläche bot ein Bild von bunten festlichen Kleidern, in denen die Ballbesucher wie Puppen steckten. Ich bekam momentan so einen Frust aus heiterem Himmel, dass mir die gute Laune wieder verging. Ein etwas komisch wirkendes älteres Pärchen, das sich hier erst kennen gelernt hatte und sich vulgär küsste, schüttete mir Wasser auf mein neues Kleid. Somit war für mich der Tag gelaufen. Ich wollte nur noch weg und bat meinen Begleiter, mich wieder nach Hause zu bringen.

### Stimmung gekippt

Hatte ich mir zu viel erwartet, was war in dieser Ballnacht schiefgelaufen? Ich nenne es Stimmung oder Laune, die nach ein paar unerfüllten Erwartungen total gekippt

ist. Ich war das erste Mal weg von zu Hause und allein auf mich gestellt. Die Menschen hier in diesem kleinen Dorf kannten mich noch nicht, und man tratschte über mich, als ob ich eine Aussätzige wäre. Dabei hatte ich nur einen ganz anderen Dialekt, war als Kellnerin sehr motiviert und half sogar in meiner Freizeit im Betrieb mit. Die Frauen fürchteten um ihre Männer, weil ich denen gefiel und ich mit ihnen lachte. Mich plagte Heimweh, und ich weinte vor Dienstantritt oft in der Küche und konnte schnell wieder herzlich lachen, sodass der Juni-orchest einmal meinte, dass das nicht normal sei. So wurde mein erster Besuch eines Balls zum Eklat. Auf meinem neuen Ballkleid hatte ich nur Wasserflecken, die man auswaschen konnte und die keine Spuren hinterließen. Damit waren für viele Jahre die Erinnerungen an diesen Ball auch wie weggeblasen. Obwohl es vorerst in der hintersten Ecke meines Kleiderschranks verschwand, habe ich dieses wunderschöne Kleid etwas später wieder hervorgeholt. Ich trug es lange zu verschiedenen Anlässen, mit einem Sektglas in der Hand, an einem lauen Grillabend, bei einem Abendessen mit guten Freunden, bei einem Sommerfest in einem Schloss und nach der Fahrprüfung. So mancher junge Mann durfte mir tief ins Dekolletee blicken und mit mir einen langsamen Blues tanzen.

Schwarz ist die Farbe der Eleganz. ... Aber irgendwann war ich aus dem Kleid herausgewachsen, und es passte mir überhaupt nicht mehr, weil die Farbe Schwarz leider auch die Farbe der Traurigkeit ist! ◀



Leicht gekürzt, aus: Heidemarie Ithaler-Muster «Dornen küsst man nicht. Prosa und Lyrik in Wort und Bild» Graz 2015. Erhältlich bei: heidemarie-ithaler@gmx.at

# Brief an einen Freund in New York

Lieber Karl,  
Du bist in der Flandorferstraße in Wien-Stammersdorf, dem schönsten Teil von Floridsdorf, aufgewachsen. Eure winzige Wohnung im Gemeindebau aus den fünfziger Jahren lag neben der Wendestelle des 31ers, der Tramway zu den Heurigen Stammersdorfs. Das Grölen der Betrunknen und das Quietschen der Straßenbahn wiegten dich in den Schlaf. Von einem Vater hast Du nie erzählt, ich glaube, Deine Mutter war schon sehr früh Alleinerzieherin. Als ich Dich 1976 im AKH kennenlernte, besuchte sie uns jedes Wochenende, werktags arbeitete sie als Putzfrau in Arztpraxen und bei einem Rechtsanwalt, der für die FPÖ im Parlament saß und ehemaliger SS-Flieger der Legion Condor war, die Guernica dem Erdboden gleichgemacht hat. Immer brachte sie Obst und Zeitungen mit, manchmal war eine New York Times dabei, und ich habe mich gefragt, wo sie die her hatte. Ich erinnere mich an eine kleine, wieselflinke Frau mit sprödem Charme, die ihren Karli abgöttisch liebte.

Du hattest in der ÖMV gelernt, Erdöltechniker. Ein schöner, ein großartiger Beruf. Bevor Du ins Land der brave and free gegangen bist, hast Du noch einige Monate auf den Förderstätten des Weinviertels zugebracht. Zwanzig Jahre später musstest du zurück, eine Operation war notwendig und du warst in den USA nicht sozialversichert. Was Du mir in langen Nächten in dem Sechzehn-Betten-Saal über den Bundesstaat New York, seine Wälder, Seen und Weine! erzähltest, als

wir beide nicht schlafen konnten, Du wegen der Schmerzen nach der gescheiterten Bandscheibenoperation, ich wegen der Schmerzen nach meiner Operation an einem Rückenmark-Tumor, habe ich nicht vergessen. Der Achtunddreißigjährige und der Achtzehnjährige redeten sich die Welt nicht schön, wir redeten sie uns erträglich. Du erinnerst Dich an den Weinhauer aus Gösing am Wagram. Er stellte sich mit den Worten «Ich heiße Kögl, so schau ich auch aus, das merkt man sich leicht» vor. Ein vierschrotiger Mensch, voll Lebenslust. In ein paar Tagen bin ich wieder im Weingarten, hatte er trotzig hinzugesetzt. Nach der ersten Kopfoperation fehlte ihm der halbe Schädelknochen. Nach der zweiten konnte er nur mehr lallen und lag im Bett. Die dritte hat er nicht überlebt. Am Tag vor der letzten Operation stand seine Familie mit der apfelgesichtigen Frau und den vier vom Donner gerührten Kindern um das Bett des Vaters, dessen weit aufgerissene Augen ein einziger stummer Schrei des Entsetzens waren. Das alles geschah in einem halben Jahr, ich lag ja Monate auf der Neurologie, und bei Dir war es auch nicht viel kürzer. Damals hat man die Kranken der Welt entzogen, mehrmonatige Aufenthalte waren im alten AKH die Norm. Jetzt wirft man akutkranke Patienten nach ein paar Stunden aus den Spitälern, sie sollen schauen, wie sie allein zurechtkommen. Krankenhäuser sind für Ärzte und Pflegepersonal da, Patienten stören den Betrieb. Es sind die Damen und Herren Patientenanwälte, die jede Verschlechterung des Systems begrüßen.



«Tanz den Trump», der neueste Modetanz aus New York tritt einen weltweiten Siegeszug an

Foto: MARG LANG

295. FOLGE



HERR GROLL AUF REISEN

Michael Scharang hat darauf hingewiesen, daß in Rubriken namens «Menschlich gesehen» Unmenschliches verzapft wird. Mit den «Pflegeanwältinnen» der Stadt Wien ist es nicht anders. Der wunderbare Arzt Werner Vogt war da nur die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Für «Licht ins Dunkel» gilt dasselbe. Wer diese Mitleidsartillerie befiehlt, produziert tiefschwarze sozialpolitische Nacht. Und in Kärnten wird inkontinenten Patientinnen die Windelversorgung gestrichen, in Oberösterreich behinderten Menschen die Mindestsicherung gekürzt und in ganz Österreich arbeiten sechszwanzigttausend Menschen in «Geschützten Werkstätten» und bekommen dafür 40 Euro – im Monat sowie keine Pensionsversicherung. (In Klagenfurt wurde der «Lohn» auf 10 Euro monatlich herabgesetzt.) Die Kolleginnen und Kollegen arbeiten mit vollem Einsatz, sie brauchen die Anerkennung wie einen Bissen Brot. Wer weiß, vielleicht nehmen sie kommende Zeiten vorweg, in denen die Menschen nur für menschliche Zuwendung schufteten. Ich bin sicher, es finden sich Politiker, die diesem Modell etwas abgewinnen können.

Du erinnerst Dich sicher auch noch an den seltsamen Vogel mit Tiroler Dialekt, ein Schiffsingenieur, der auf Riesentankern zwischen dem Persischen Golf und Rotterdam unterwegs war, rund um Afrika, denn für den Suez-Kanal waren die Pötte zu groß. Er hatte beidseits verstopfte Gehirnarterien und redete manchmal wirr. Als die Visite einmal bei ihm hielt und der junge Primar Heiss ihn nach seinem Befinden fragte, stand der Tiroler stramm neben seinem Bett und sagte: «Herr Professor, ich rate Ihnen zu einem Opel Commodore, der verfügt über ein ausgezeichnetes Hängevermögen. Ich bin im Ötztal einmal mit einem Commodore in einen steilen Wald gestürzt und dort in den Baumwipfeln hängengeblieben, unverletzt!»

Und dann war da noch der Barmixer vom Hilton-Hotel, ein Burgenländer namens Pinter, gutaussehend, er wäre als Zwilling von Alain Delon durchgegangen. Auch er mit einem Tumor im Kopf, auch er nach einem halben Jahr tot. Hier herrscht Krieg, wir sind in einem Frontlazarett, hast Du gesagt. Überleben, Kollege, überleben! Darum geht's hier. Vergiss alles andere!

Erwin Riess

# «Nackte Zahlen»

2. 12.

Immer wieder höre ich etwas von «nackten Zahlen». Das kann zugleich erregend und beunruhigend sein. 90-60-90 finde ich beunruhigend, wenn sich das Hauptaugenmerk ausschließlich auf diese nackten Zahlen richtet. Leider habe ich ein gespaltenes Verhältnis zu professionellen Nichtesserinnen und wende mich daher lieber den schon wieder entkleideten Zahlen rund um die Wiederholung der Wiederholung der Bundespräsidentenwahl zu. Da schwirrt ja so einiges durch den Raum. Ich sollte vorsichtshalber einen Helm tragen. In vielen Vorhersagen führt Herr Hofer. Auch in Wettbüros. Ich habe mich in den letzten Tagebüchern bewusst nicht mit dieser Thematik befasst, weil ich eine gewisse Furcht vor den nackten Zahlen entwickelte, die in diversen Räumen schwebten. Allerdings werde ich in zwei Tagen ja wissen, inwieweit meine gerade diensthabende Wahlphobie berechtigt war.

3. 12.

Der geübte Verfasser dieser Zeilen eilt hurtigen Hufes zum nächstgelegenen Nahversorger. Dasselbst wird er mit weihnachtlichem Gedudel empfangen. Aah! «Last Christmas», der alljährliche Irrtum zum Thema Weihnachtslied. In Wahrheit ein zuckersüßes Liebeslied, was mich andererseits daran erinnert, dass ich Honig erwerben möchte. Auch Krampus und Nikolaus begegnen mir. Nein, nicht in Gestalt von Hofer und Van der Bellen, sondern als Schokofiguren. Der Einkauf als solcher erweist sich heute als eher schwierig, da sich nicht eruieren lässt, welche Nahrung insgesamt das Wochenende möglichst nahrhaft gestalten soll. Tierfuttererwerb stellt sich als viel einfacher heraus. Vorerst. Denn es begibt sich immer wieder, dass das herangeschaffte Futter gestern noch begeistert verspeist, am nächsten Tag jedoch aufs Äußerste verschmäht wird. Uff! Heute wird seitens seiner katerlichen Hoheit Mucki I. geradezu enthusiastisch schnabuliert.

4. 12.

11:30 – Ich liege auf der Lauer. Ich liege auf der Lauer vor meinem Wahllokal, das sich in der Zentrale der PVA versteckt. Möglichst unauffällig rauchend stehe ich vor dem Eingang, und mein subjektives Empfinden weist auf eine erhöhte Wahlbeteiligung hin. An mein gerade diensthabendes Ohr dringen türkische und serbokroatische Wortfetzen. Die dazu gehörigen Personen entern entweder das Wahllokal oder trennen sich, und eine Person geht rein, und die andere zündet sich eine Zigarette an. Was mich dazu veranlasst, von der Lauer aufzustehen und ein Gespräch in Gang zu bringen. In manchen Zuwandererfamilien gibt es teilweise Aus- und Inländer\_innen. Und wie wir alle wissen, dürfen Ausländer\_innen zwar seit Jahrzehnten hier

arbeiten und kräftig Steuern bezahlen, aber ein Wahlrecht erhalten? Wo kämen wir denn da hin?! Um mit Bertolt Brecht zu sprechen: «Ich kann gar nicht so viel essen, wie ich kotzen möchte!» 16:45 – eine gewisse Unruhe treibt mich zu einer Rundreise durch mein 25 qm großes Reich. «'§)|e≠9c» Dr. Dr. h. c. Mucki findet mein Verhalten befremdlich, verfolgt allerdings trotzdem sehr gespannt die erste Hochrechnung um 17:10. Nachdem ich aus meiner von Freude ausgelösten Ohnmacht erwache, muss ich zu allererst meine Gedanken sortieren. Das kann eine Weile dauern.

5. 12.

Von einem gespaltenen Land ist die Rede. Die gewesene Wahl sei schuld. Die FPÖ vermutet völlig überraschend wieder einmal eine Verschwörung hinter dem Ganzen. Immerhin seien diverse Umfragen zugunsten ihres Kandidaten ausgefallen, aber es hätten ja trotzdem fast 50 % FPÖ gewählt. MOMENT!!! Es wollten einige einfach jemand jüngeren, aber zu behaupten, dass das alle FPÖ-Wähler\_innen sind, finde ich zu gewagt. Ich persönlich habe meinem zukünftigen Präsidenten übrigens einige Ausgaben unseres Fachblattes für Menschlichkeit persönlich verkauft.

12. 12.

Man(n) lernt nie aus. Frau auch nicht. Heute hatte ich einen Frontalzusammenstoß mit dem Begriff «Idiotikon». Im ersten Moment zog ich eine Untersuchung des Rauchmelders in meiner Bleibe in Erwägung. Könnte ja eine Kamera versteckt sein. Behaupten zumindest Freund\_innen von Verschwörungstheorien. Ich für meinen Teil wende mich an Dr. Google und Prof. Wikipedia, die mich informieren, dass in vorliegendem Begriff ein Idiom lauert. Also habe ich heute gelernt, was ein Mundartwörterbuch ist.

14. 12.

Ein leeres Dokument starrt aus meinem Blechtrottler heraus und mich vorwurfsvoll an. Was will es von mir? Ich hege den leisen Verdacht, es giert nach einem letzten Tagebuch für heuer. Also Zusammenfassung: Es wurden Menschen geboren, es sind Menschen gestorben. Schön und schlimm zugleich. Die USA und Österreich haben gewählt. Im Vergleich kommt Österreich um Lichtjahre besser weg. Aber leider geistert das rechte Gespenst immer sichtbarer durch Europa und die restliche Welt. Trotzdem möchte ich euch allen da draußen, die regelmäßig (oder auch nicht) den AUGUSTIN in ihr Heim holen, ein frohes Fest und einen guten Rutsch wünschen. Auf dass 2017 nicht so schlimm werden möge, wie es manche befürchten. Ich für meinen Teil habe einstimmig beschlossen, meinen Humor nicht zu verlieren.

Gottfried



GOTTFRIEDS TAGEBUCH

Dr. Dr. h. c.  
Mucki findet  
mein  
Verhalten  
befremdlich





MARCEL PROUST • IN SWANN'S WELT • PRINZESSIN DES LAZARUS



UNGLÜCKLICH

Das Leben ist Frauenhaft - das Leben ist Frauenhaft - das Leben ist Frauenhaft

SIE IST, UM DIE »VOGELPREDIGT« VON LISZET ZU HÖREN, WIE EINE RETZENDE KLEINE MEISE EIGENS AUS GUERMANTES HERÜBERGEFLATTERT. SWANN UND DIE PRINZESSIN HATTEN EINE GLEICHE ART, DIE KLEINEN DINGE DES LEBENS ZU SEHEN UND DIE WIRKUNG - WENN NICHT URSACHE - WAR EINE GROSSE ÄHNLICHKEIT DER AUSDRUCKSWAHL, JA SOGAR DER AUSSPRACHE. SEIT SWANN SO TRAUIG UND UNAUFHÖRlich IM ZUSTAND JENER ERREGUNG UND RÖHRUNG WAR DIE DEM AUGENBLICK VORAUSSIEHT, WO MAN IN TRÄNEN AUSBRICHT, HATTE ER DAS GLEICHE BEDÜRFNIS, VON SEINEM KUMMER ZU SPRECHEN, WIE EIN MÖRDER, ES FÜHLT, VON SEINEM VERBRECHEN ZU REDEN. ALS DIE PRINZESSIN ZU IHM SAGTE, DAS LEBEN SEI ALLES ANDERE ALS SCHÖN, EMPFAND ER DAS GLEICHE SANFTE WOHL GE FÜHLT ALS REPETE SIE ZU IHM VON ODETTE. « JA DAS LEBEN IST GRAUENHAF, WIR MÜSSEN UNS WIEDER ÖFTER SEHEN, MA CHÈRE AMIE. WAS DEN UMGANG MIT IHNEN SO ANGENEHM MACHT, IST, DASS SIE NICHT LUSTIG SIND. WIR SOLLTEN EINMAL WIEDER EINEN ABEND ZUSAMMEN SEIN. - UND OB WIR DAS SOLLTEN, ABER WARUM KOMMEN SIE NICHT NACH GUERMANTES? DIE GEGEND GILT ALS HÄSSLICH, ABER ICH MUSS IHNEN SAGEN, MIR MIßFÄLLT DIE LANDSCHAFT NICHT, ICH HASSE »MALERISCHE« REGIONEN.

GEZEICHNET VON MAGDALENA STEINER 2016

GRAUENHAF • GUERMANTES • PRINZESSIN DES LAZARUS • JA DAS LEBEN IST